

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339292](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339292)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Geben, ohne zu haben.

(Freundesgabe.)

Die Wittwe Martin bewohnt allein ein kleines, zur Hälfte in den Berg vergrabenes Häuschen; die Wände rieseln vor Feuchtigkeit, die Stube ist kalt, Alles sieht ärmlich aus, und dennoch herrscht ringsum Ordnung und Reinlichkeit. Sie verdient täglich vier bis sechs Sous. Wie sängt sie's an, um mit so Wenigem leben zu können? So viel ist gewiß, daß es mir noch niemals gelungen ist, sie eine Unterstützung annehmen zu machen.

Verspreche mir wenigstens, sagte ich zu ihr, daß Ihr zu mir kommt, sobald Ihr Euch in Verlegenheit befindet. — Sie verspricht's wohl, hat aber bis heute noch zu kommen.

Zu Anfang des Winters trat ich in ihr Häuschen; der Erwerbessquell des Thales stockte. Wir redeten von den Sorgen und Leiden und Entbehrungen, die der Mangel an Arbeit und die theuern Lebensmittel in ihrem Gefolge hatten. Die Wittwe selbst war ihres gewöhnlichen, karglichen Verdienstes beraubt; sie hatte kein Holz zum Feuern; die feuchte und kalte Luft in ihrer Stube berührte mich unangenehm; ich dachte mich an ihre Stelle und sprach: „Diesmal dürst Ihr mir keine abschlägige Antwort geben, und müßt zum wenigsten Geld annehmen für ein halbes Klafter Holz.“

„Nein, mein Herr; es gibt noch Unglücklichere als ich.“

„Ihr könnt aber doch unmöglich hier ohne Feuer bleiben!“

„Die Kälte schmerzt mich nicht so arg. Da ich mit meiner Arbeit das Del nicht verdienen würde, so geh' ich des Abends zu den Nachbarn. Komm' ich heim, so leg' ich mich im Finstern zu Bette und verrichte dann mein Nachtgebet.“

„Macht mir die Freude, dieß Geld anzunehmen, und denkt, es ist der liebe Gott, der's Euch schickt.“

„Ich kann's nicht über's Herz bringen. Ich bin ganz allein und an's Dulden und Entbehren gewohnt. Denken Sie doch an die Familien, lieber Herr, deren Kinder Hunger leiden müssen, weil das tägliche Brod fehlt. Das macht einem das Herz bluten!“

„Auch diesen werde ich geben, will aber, daß Ihr Eure Stube wärmen könntet.“

„Ich versichere Ihnen, lieber Herr, daß ich durchaus nichts annehme.“

Voll Ehrfurcht stand ich vor der Wittwe Martin, wagte nicht, weiter in sie zu bringen, und gab das Geld einem greisen Mann, dessen Frau an der Wassersucht litt, mit dem Bemerkten, es komme von einer Wittwe, die selbst in tieffter Noth lebe.

Auf diese Weise kann man geben, ohne zu haben.

Glänzt nicht ein himmlischer Strahl ob dieser stillen That, und fühlt man nicht wieder neuen Muth erwachen, wenn man bedenkt, daß unter den Menschen noch solche Schätze kindlicher Einfach und Aufopferung zu finden sind!

Das Arge wird leichter von uns bemerkt, weil es groß thut und sich breit macht; voll stolzer Entrüstung, selbstbefriedigt, klingen die Worte: „Die Welt wird so schlecht!“

Solche Gefühle betrüben den Heiland, denn alle Menschen, die bösen und die guten, sind Brüder in Seinen Augen, und es schmerzt ihn, wenn man Uebels von einem redet. Er ist empfindlich, wie alle liebenden Menschen, und sobald man in einer Gesellschaft schonungslos von dem Fall der Schwachen spricht, zieht Er sich betrübt zurück.

Traurig, doch immer liebevoll, geht Er dann allein von Haus zu Haus, und sagt bei sich selbst: Ich bin nicht so arm als ihr glaubt, und indem Er mit desto mehr Liebe die Sünderwelt an sein Herz drückt, wiegt Er eines Jeglichen Last, nimmt Antheil an jedem Kummer, leidet mit den Leidenden, verweilt länger bei den Unglücklichsten, verhüllt Sein Antlitz beim Erblicken der Sünde, weiß aber in der Tiefe der Seelen jedes Lebenszeichen zu entdecken, das Hoffnung einflößt; jede gute Regung macht ihn glücklich und Er ermutigt und beschützt sie. Wie viel Schönes und Herrliches sieht Er manchmal da, wo wir nichts sehen! Wie vielmals wird Er freudig entzückt, da wo unsre Herzen kalt bleiben!

Vergib uns, Herr, unsere Unempfindlichkeit, unsres Herzens Härte. Weil wir nicht recht lieben können, ist unser Leben auch öd' und freudenlos; habe drum Mitleiden mit uns! Lehre uns die Menschen und die Dinge sehen, wie Du sie siehst; erleuchte uns durch Deine

Barmherzigkeit und Deine Liebe; mache uns vertraut mit Deinen Freuden, mit Deinen Hoffnungen, und laß uns Theil nehmen an Deinen Werken!

Die Bäckerin.

(Freundschaftsbesuche.)

„Mit großer Theilnahme habe ich die Missionen gelesen, welche Sie mir gütigst geliehen, bin aber seitdem recht unglücklich in meinem Innern. Da wird drinn von Sendboten berichtet, die ihr Vaterland, ihre Familie verlassen, um ihre Lebensstage im Dienste Gottes zu verwenden, in Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren aller Art, und ich, dagegen, mit was bringe ich mein Leben zu? Mit nichts als dem Brodverkauf! Und sollte ich noch dreißig Jahre älter werden auf diese Weise, so würde ich nicht weiter vorangekommen sein. Solch unnütz Leben macht mich ganz kleinmüthig!“

Also sagte eine Bäckerin zu ihrem sie besuchenden Pfarrer. Der wollte ihr eben eine tröstliche Antwort geben, als eine junge Magd in den Laden trat und einen Laib Brod begehrte; ihr auf dem Fuße folgte eine Frau, die fünf Laibe kaufte. Nachdem Beide wieder fortgegangen, fragte der Pfarrer: „Wer ist dieses Mädchen?“

„Eine Fremde, die seit Kurzem da drüben im Wirthshaus dient; gar so jung und sorglos, und hat Niemand der über sie wacht! Zudem steht das Haus nicht im besten Rufe. Wenn's ihre Mutter wüßte!“

„Und die Andere ist die Frau des Fabrik-Schlossers, nicht wahr?“

„Ja, Herr Pfarrer. Aber in die ist einmal der Geizteufel gefahren, und will sie nicht loslassen! Haben Sie's bemerkt, daß sie Brod für die ganze Woche genommen hat, damit es recht trocken werde? Ihre Mägde sagen, sie sei sehr hartherzig gegen die Armen, und daß man ihr niemals genug arbeite, besonders seit ihrer Erbschaft...“

„Frau Lambrecht, wie wär's, wenn Sie Missionarin würden?“ fiel der Pfarrer unterbrechend ein.

„Ich, Missionarin!“ verwunderte sich die Bäckerin; „ei doch, was meinen Sie damit?“

„Sie können Mission betreiben hier über dem Brodverkauf. Denken Sie sich so recht, daß diese Leute, die in Ihren Bäckerladen kommen, eben so gut verirrete Schafe sind wie die Heiden, und Sie des Herren Magd und Dienerin, um sie durch ein gutes Wort, einen Rath oder auch,

wenn Sie nicht mit ihnen reden können, durch stilles Bitten und Gebet, zu Ihm zu ziehen. Sehen Sie hier das junge Dienstmädchen, für welches Sie unruhig und besorgt sind: mit einigen milden, liebreichen Worten können Sie sein Zutrauen gewinnen; Sie können bei ihm Mutterstelle vertreten und sein schützender Engel werden. Ich bin versichert, daß, wäre ich nicht eben zugegen gewesen, Sie mit der Frau des Schlossers würden gesprochen haben, nicht wahr? Kommt sie wieder, so reden Sie zu ihrem Herzen, statt von den Dorfneugigkeiten zu schwätzen; machen Sie's ihr begreiflich, daß man ganz gut sparsam sein kann, ohne dem Geiz zu stöhnen. Fließen Ihre Worte aus liebender Seele, so wird es ihr bald fühlbar werden, wie süß das Geben ist, wie erfreulich es ist, Andern zu dienen und für sie zu leben und zu wirken. Sehen Sie, Frau Lambrecht, wenn der wahre Missionsgeist Sie befeelt, die Liebe Christi Sie dringet, so wird der Herr Ihnen seine verlorenen, oder verirreten, oder schwachen und müden Schafe zuführen, und Ihnen zu gleicher Zeit gute und ermunternde Worte für Jedes in den Mund legen. Auf diese Weise können Sie, über dem Brodverkauf, eine gesegnete und glückliche Dienerin Gottes werden.“

Die Bäckerin fand keine Antwort; ihre Augen füllten sich mit Thränen, aber aus ihnen heraus leuchtete klar der Entschluß, ihr beschiedenes Walten beim Brodverkauf durch Worte und Werke christlicher Liebe zu adeln und zu heiligen. Mit stummem aber vielsagendem Blick drückte sie fest und herzlich ihres Pfarrers Hand.

Gehe hin und thue dergleichen, lieber Leser!

Der fremde Geiger.

Der Musikanten gibt's viele und mancher Art auf Erden, große und berühmte, die mit ihrem Instrument schrecklich viel Geld verdienen und obendrein noch gepriesen, bewundert und beklatscht werden nach Herzenslust, aber auch arme und geringe, die herum ziehen in den Straßen und Wirthshäusern, und deren Gewinn kaum ausreicht zum täglichen Brod und Unterhalt. Dem Bosen ist ein Stücklein zu Thoren gekommen von zwei Musikanten solchen Schlags, das ihm sehr gut gefallen hat, und er will's jetzt, nach besten Kräften, seinen lieben Lesern auch erzählen.

An einem freundlichen Maitage des Jahres 1821 lebte, wie er's fast täglich zu thun pflegte,

Joseph Felndorfer, ein siebzigjähriger, stelsfüßiger Invalide des Kaisers Franz von Oesterreich, an einem Bayme des Wiener Praters, dem vielbesuchten Erholungsort, und siedelte mit den drei Fingern seiner rechten Hand — die beiden andern hatte er im Kriege verloren — auf den Saiten seiner Geige, während sein kluger und treuer Hund neben ihm auf den Hinterfüßen stand, einen alten Hut zwischen den Zähnen, zum Einsammeln der milden Gaben. Aber heute schien das Glück dem armen Geiger nicht lächeln zu wollen, den, sammt seinem gelehrigen Pudel, die Vorüberwandelnden gar wenig beachtetten.

Bereits nahete der Abend, und noch war der Hut leer. Dem greisen Invaliden rollten Thränen über die benarbten Wangen, und sein Blick bekundete tiefe Wehmuth. Da trat auf einmal ein vornehm gekleideter Herr heran und sagte in gebrochenem Deutsch: „Comarade, leihen du mir dein Violin auf ein Stund; da, da oben du Geld dasor!“ Der Invalide blickte höchlichst verwundert bald den vornehmen Franzosen, bald das Silberstück an, welches dieser ihm gereicht, und gab ihm nach einigem Bedenken seinen Voderwerb, die Geige. Der Fremde stimmte sie kunstgerecht und begann jezt zu spielen. Er legte seine ganze Seele, seine ganze Fertigkeit in das ärmliche Instrument, und es war just als hörte man Engelsstimmen, die um Mitleid und Erbarmen sehetten für den alten Mann. Die zahlreichen Spaziergänger wurden aufmerksam, und lauschten den wunderhaften Tönen. Erst blieb einer stehen, dann mehrere; des Fremden herrliches Spiel fesselte und bezauberte sie. Glänzende Equipagen hielten an, und allüberall wurde die Frage laut, wer der große Künstler wohl sein möge?

Dieser fing nun freundlich an zu sprechen: „Eh bien, Messieurs et Mesdames, ick geben da Concert für ein pauvre invalide, aber das Entree sein nich frei! Ganz nach Ihr Pläsir kann's geben, aber in die Hut von die alten Mann!“

Das ließen sich die guten, lebenslustigen Wiener nicht zweimal sagen. Bald regnete es Gold und Silber, Thaler und Zwanziger von allen Seiten, und der Hut wurde so überfluthet und schwer, daß der Pudel, der ganz erstaunt drein schaute, ihn nicht mehr halten konnte. „Leere den Hut aus, Alter, wir füllen ihn wieder!“ riefen einige Zuhörer. Der übergelückliche Invalide gehorchte der Mahnung, und die Augen des fremden Künstlers leuchteten und strahlten voll Freude und Wonne. Endlich stimmte er die Melodie des österreichischen Volkslieds an, und der

Jubel und das Weisallatschen wollten gar kein Ende nehmen.

Der alte Joseph Felndorfer konnte, dabei kaum fertig werden mit Geldzählen; so reich war er in seinem ganzen Lebenlang nicht gewesen.

Tags darauf fand ein großes Concert am kaiserlichen Hofe statt. In den Prunkgemächern des Residenzschlosses ließ sich, unter Andern, auch Alexander Voucher hören, erster Violinspieler und Kapellmeister des Königs von Spanien. In ihm ward, zur allgemeinen Freude, der fremde Herr erkannt, welcher gestern im Prater die Kummerthänen des unbeachteten Invaliden in Thränen des Dankes und der Freude verwandelt hatte.

Solch einen Künstler, der nicht allein auf eigenen Gewinnst bedacht ist, dessen Kunst aber auch nach Brod für die Armen geht, lasse ich mir gelten und sein Namen soll bekannt und hoch gepriesen werden! Derlei Männer sind äußerst selten in unsern geldsüchtigen Zeiten, die immer mehr und mehr dem leidigen Mammon fröhnen.

Kindliche Aufopferung in der Schreckenszeit.

(Von einem Augenzeugen erzählt. — Mit einer Abbildung.)

Als ich aus einem der Pariser Clubs fortgeschleppt wurde, in welchem ich unvorsichtig genug gewesen, die Grausamkeiten des Tyrannen Robespierre zu verdammen und zu brandmarken, warfen mich drei Gendarmen in eine Kutsche und fuhren mit mir nach dem Gefängniß. Ein Haufen Sanéculottes folgten uns, schwenkten ihre rothen Nützen, schlangen ihre Wifen und brüllten, bis an die Gefängnißthüre, ihr wüthendes: «Ca ira! ca ira!» während eiliche noch hinzusetzten: „Da gib'ts neues Futter für die Guillotine!“ Mir war's dabei gar nicht wohl zu Muth. Allein sobald ich den Gefängnißgarten betrat, sah ich, daß meine Lage doch nicht so unglücklich war, wie ich befürchtet hatte, denn unser Gefangenwärter, der gute, alte Benedikt, war so nachsichtig als möglich. Außerdem hatte ich die Freude, hier meine alten Freunde wiederzufinden, den Marquis de Fleury, den Grafen de Mirepoix, die Herzogin de Merville und den braven, alten Marschall de Moncy. Es fehlte daher nicht an Gesellschaft in Port Libre, so hieß mein Gefängniß. Wir waren unsrer Zehn in einem Zimmer und lebten wie Brüder; das Auskehren und Aufräumen besorgten wir, der Reihe nach, hielten

Wasser, halsen kochen, und die täglichen Unterkosten beließen sich auf vierzig Sous.

Die männlichen Gefangenen bewohnten ein großes, dreistöckiges Gebäude, mit einer langen Flur und zweiunddreißig Zellen in jedem Stockwerke. Die weiblichen Gefangenen hatten ein besonderes Gebäude inne, vor dessen eiserner Pforte Wachen standen; Abends jedoch waren wir Alle bei einander. Im ersten Stockwerk bestand sich ein großer Saal, wo wir an sechs Tischen, jeder mit zwölf Bedecken, zu Mittag speißen. Abends denn, erschienen die Damen und nahmen einen für sie bestimmten Tisch ein. Sie beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten, während die Männer an einem größern Tische saßen und entweder laut läsen, oder schrieben, oder zuhörten. Sobald vorgelesen wurde, herrschte allgemeines Stillschweigen; sodann kam ein einfaches Nachessen, wobei ein Jeder sein Möglichstes that, um seine Gefangenschaft zu vergessen und die Leidensgefährten zu unterhalten und zu erheitern. Wir gleichen mehr einer Familie auf einem alten, adelichen Landsitze, als Unglücklichen, derer die Guillotine harrete.

Während des Tags durften wir im Garten spazieren gehen, auch Abends, wenn wir Lust dazu hatten und die Namen aller Gefangenen vorgelesen worden. Der Garten bestand aus dem alten Klosterhofe, dem ehemaligen Friedhof der Mönche, woselbst mehrere große Linden und Eiben hinreichenden Schatten uns gewährten.

Mein vertrauester Freund unter Allen war der alte, wackere Marschall von Moncy, ein bewanderter Musikus. In seinem altmodischen braunen Rocke, mit der langen seidnen Weste, den weißen Strümpfen, dem gepuderten Kopfe und dem großen dreieckigen Hute, stand er so recht als das treueste Bild eines würdigen Edelmanns aus der vergangenen Königszeit da. Er ließ sich's nicht nehmen, die den Jakobinern so verhassten silbernen Schuhschnallen zu tragen, und verabscheute von ganzem Herzen die dreifarbigten Kokarden und Binden, sowie überhaupt Alles, was an die Revolution erinnerte.

Gleich am zweiten Tage meiner Gefangenschaft begegnete ich dem alten Kriegsmann, als er eben unter der Last eines schweren Wasserimers daherschwangte. Trotz seiner Versicherung, diese körperliche Bewegung diene zu seiner Gesundheit, bestand ich darauf, den Eimer statt seiner zu tragen. Dann verließ er mich, um das Zimmer zu fegen. Mit ehrerbietigem Mitleid schaute ich dem alten Manne zu, wie er die roh gezimmerten Tische und Stühle sorgsam ab-

stäubte. Diesen Anblick konnte ich noch ertragen, allein als er das Küchengeschirr zu reinigen, die Messer und Gabeln und Löffel zu putzen und unser einfaches Mahl zu bereiten begann, da war's mir nicht möglich, länger ruhig zuzusehen. Voll Ehrfurcht trat ich zu ihm, meinem Beistand als Koch ihm anbietend. Lächelnd verbeugte er sich sehr höflich und dankte mir wie ein echter, alter Hofmann. Gleich darauf waren wir Beide mit dem Schälen und Zerhacken von Zwiebeln beschäftigt und mit der Zubereitung eines Bratens, während welcher eine trauliche Unterhaltung sich entspann.

„Ist Ihnen die hier herrschende Beschränkung der Freiheit sehr lästig?“ fragte er, nach dem Salz lachend und es so sorgfältig wie ein Koch über das Fleisch streuend. „Wenn man die Gefangenschaft mit philosophischem Sinn betrachtet, so ist sie nichts. Denken Sie nur, es wäre eine freiwillige Zurückgezogenheit, und Sie werden sich dann ebenso frei fühlen, wie der grausame Robespierre und seine Genossen nur sein können.“

Ich wollte antworten, daß meine Philosophie doch schwerlich ausreichen würde, diesen Gedanken recht zu fassen, als ein Mitgefänger, der Priester Bazire, zu uns trat.

„Bravo, mein lieber Marschall! Bravo Herr Drouet!“ sagte er; „wie dürsten wir uns über unsre Gefängnißfesseln beklagen, wenn solche Köche die Mahlzeiten zubereiten! Aber eine Neuigkeit, meine Freunde, eine Neuigkeit! Heute ist der Jahrestag der Einnahme und Zerstörung der Bastille! Ein glorreicher Tag, der alle die braven, unschuldigen Männer hier ins Gefängniß geführt hat. Nun haben unsre weiblichen Mitgefängenen beschlossen, diesen Tag durch einen Ball zu feiern. Ihre Geige, Herr Marschall, wird dabei von großem Nutzen sein.“

„Mit Stolz und mit Vergnügen,“ versicherte der Marschall, „werde ich mein Instrument und meine Spielkunst allen Mitgefängenen zur Verfügung stellen; ich will sie richtig tanzen machen!“

In diesem Augenblick kam Jazard, ein träger, dem Trunke ergebener Wärter, den selbst der brave Benedikt fürchtete, den Hausgang daher, von zwei riesigen Hunden gefolgt; in einer Hand trug er einen Steinkrug, in der andern, ein großes Schlüsselbund, und ein gewaltiger Säbel hing an seiner Seite. Eben hatte der Marschall seine Geige aus der anstoßenden Schlafkammer geholt, und fing an sie zu stimmen, als Jazard stehen blieb und ihn mit hämischen Grinsen betrachtete.

„Nu, nu, Sie scheinen ganz münter zu sein, alter Herr!“ spottete der rohe Mensch. „Spielen

Sie mir doch die Carmagnole! Wüßten Sie was Ihnen bedorfeht, so wär's fertig mit dem Seigen!"

Ganz ruhig sagte der Marschall: „Still da! Pack dich fort, deine rohe Stimme stört den Ton meines zarten Instruments!"

Diese Ruhe reizte den wilden Jazard. „Nehmen Sie sich in Acht!" drohete er, „Sie, verdächtiger, alter Narr! sonst werd' ich Sie verklagen und anderswo festsetzen lassen, bis die Guillotine Ihnen den Bart scheert. Mehr verdienen Sie nicht!"

Des ehrlösen Menschen schändliches Betragen empörte mich dergestalt, daß ich ihn angriff, zu Boden warf und mit der flachen Klinge seines eigenen Säbels ihn weidlich durchbläute. Auf sein wüthendes Geschrei kam Benedikt herbei, der sich seiner jedoch keineswegs annahm, sondern ihn rüchtig abkapitelte.

„Was da? Wieder die alten Streiche, Jazard!" rief er in strafendem Tone. „Fort von hier, und schnell! Du hast hier nichts zu thun, und passst überhaupt nur zum Bewachen von Galeerensclaven, was du früher gethan. Nur schnell fort, oder ich rufe die Wache!"

Brummend schlich der Unmensch fort und marmelte drohend, daß er uns Alle verklagen werde. Der gutmüthige Benedikt suchte ihn zu entschuldigen, und schrieb sein elendes Benehmen der Trunkenheit zu.

Der Abend kam, und mit ihm allgemeine Heiterkeit. Die Eßtische wurden auf die Seite gestellt, und ein leidlicher Ballsaal hergerichtet, der sich bald mit Länzern und Länzerinnen füllte.

Auch ich hatte soeben mit einer Dame nach des Marschalls melodischer Geige getanzt, und war gerade im Begriff meine Länzerin an ihren Platz zurückzuführen, als ich Benedikt eintreten und dem Marschall einen Brief überreichen sah, worauf dieser mir winkte und der Thür zuzuging. Wir begaben uns in den mondbeleuchteten Garten. Ich bemerkte, daß die Gesichtszüge des Marschalls sich plötzlich verändert hatten. Unter einem großen Eibenbaum setzten wir uns nieder.

„Mein lieber Freund," begann jetzt der alte, wackre Mann, „ich habe Sie hier in Gefängnisse lieb gewonnen, und möchte Ihnen darum gern ein Geheimniß anvertrauen, welches mir das Herz zerreißt. Sie halten mich für kinderlos, aber dem ist nicht so! Ich habe einen Sohn, doch der ist, leider! ein Wüßling geworden und ein Landstreicher, und hat dadurch seiner armen Mutter das Herz gebrochen! Als wandernder Musikant und Schauspieler der niedersten Art

zieht er umher. Alles Schamgefühl ist bei ihm erloschen und den edeln Familiennamen von Moncy hat er entehrt. Ich habe den Vaterfluch über ihn ausgesprochen, daß meine Augen ihn nicht mehr sehen sollen. Da hat mir nun soeben Benedikt einen Brief von ihm gebracht, in welchem er mir schreibt, daß er mich retten könne, wenn's ihm erlaubt werde, in das Gefängniß zu kommen. Er bittet und fleht, ihm zu verzeihen und zu erlauben, daß er sich verhaften und hierher bringen lasse. Draußen an der Pforte wartet der Verworfene, der Elende, auf eine Antwort!"

„Und wie wird diese lauten?" fragte ich. „Werden Sie ihm wohl verzeihen?"

„Ich habe nur Eine Antwort," erwiderte der Marschall, indem er aufstand und in das Mondlicht trat, das ihn ganz geisterhaft beschien, — „nur die Eine Antwort, daß er mir niemals wieder vor die Augen kommen solle. Sie sind mein Freund; wollen Sie dem Verlorenen diese Antwort überbringen? Ich wüßte nicht, wen ich sonst schicken könnte."

Deutlich sah ich ein, daß der Marschall von diesem strengen Entschluß nicht abzubringen sei, und übernahm daher, übel oder wohl, den peinlichen Auftrag. Durch den geräuschvollen Saal zurückkehrend, begab ich mich an die äußere Pforte. Ein bleiches, abgezehrt, kummervolles Gesicht, dem des Marschalls sehr ähnlich, blickte verlangend durch die starken Eisenstäbe herein.

„Sie kommen von meinem Vater, lieber Herr?" rief der junge Mann mir entgegen, indem er die Hand ausstreckte, um den erwarteten Brief in Empfang zu nehmen.

„So ist's," war meine kurze Antwort.

„Bitte, den Brief! Bitte, geben Sie mir schnell den Brief!"

„Leider habe ich keinen."

„Aber doch wenigstens mündlichen Bescheid? — Schnell, o schnell! Darf ich zu ihm kommen?"

„Es schmerzt mich sehr, eine solche Botschaft einem Sohne von seinem Vater überbringen zu müssen, allein ich muß mein Versprechen halten. Der Marschall hat geschworen, Sie nie mehr sehen zu wollen."

„Hab' ich's Ihnen nicht gleich gesagt?" bemerkte der herbeigekommene Benedikt. „Ich kenne den Marschall zu gut; er ist hart wie Stahl und Eisen!"

Tief und schmerzlich stöhnend klammerte sich der junge Mann an das Gitterthor. Als er sich wieder in etwas gefaßt hatte, sagte er zu mir: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Mitleid welches ihre Stimme verräth! Gott weiß, daß

ich noch wenig Mitleid bei Andern gefunden habe! Jetzt bleibt mir nur noch Eine Hoffnung! Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!"

"Ich kehrte zurück, ernstlich seine letzten Worte bedenkend, die mir eine nahe und drohende Gefahr anzudeuten schienen, und berichtete dem Marschall Alles was bei meinem schmerzlichen Auftrag vorgefallen. Auch ihm gaben seines Sohnes Worte viel zu denken. —

In der folgenden Nacht ward ich plötzlich von einem grellen Lichte erweckt, das mir in die Augen schien. Halb schlaftrunken blickte ich auf und sah mein Bett von einer Anzahl Sansculottes umgeben, welche, mit Laternen und blanken Säbeln in den Händen, gekommen waren, um die Gefangenen zu visiriren und zu zählen. Einer derselben, die dreifarbigte Schärpe um den Leib, las aus einem Zeitungsblatte folgende Stelle vor: „Das Revolutions-Tribunal hat beschlossen, die Aristokraten alle zu verurtheilen. Gestern wurden sechzig derselben zum Tode verurtheilt.“ Hierauf begab sich der Trupp in eine andere Schlafkammer.

Kaum waren wir Morgens aufgestanden, als der böshafte Wächter, der Fazard, erschien und uns mit roher Freude meldete, daß wir an diesem Tage nach der Conciergerie gebracht werden sollten, aus welcher gewöhnlich der Weg nur zum Schaffot führte.

Was Fazard uns so schadenfroh vorhergesagt, ging in Erfüllung, doch nur theilweise, denn wir wurden nicht Alle nach der Conciergerie abgeholt: der Marschall und ich und noch etliche andere Mitgefangenen. Mit nassen Augen, aber festem Herzen, nahmen wir von unseren zurückbleibenden Freunden Abschied. Der gute Benedikt weinte Thränen innigen Mitleids, und der böshafte Fazard brummte fluchend, daß wir sämmtlich quillotintirt werden sollten.

Mit schwerem Herzen betrat ich den düstern Eingang des neuen Gefängnisses, denn von jetzt an waren unsre Tage gezählt. Sogar der sonst immer so muthvolle Marschall schien von trüben Gedanken niedergedrückt zu werden, die vielleicht aus einer ihm selbst unbewußten Liebe für seinen unglücklichen Sohn entsprangen. Seine Heiterkeit war verschwunden, und es kam mir vor, als sehnte er sich nach dem Tode.

Zwischen der ersten und zweiten Pforte mußten wir einige Zeit warten, um unsre Namen aufzeichnen zu lassen. Während dessen ertönte die Sturmlocke und ein Haufen Sansculottes zog lärmend die Straße heran, rasselte mit den Säbeln und Hellebarden und sang brüllend die Car-

magnole. Unwillkürlicher Schrecken erfaßte uns, und Alle riefen wir, wie mit Einer Stimme: „Sie kommen, um uns niederzumetzeln!"

„Nun, in Gottes Namen, so will ich der Erste sein!" sagte der Marschall rasch entschlossen, trat unter den Eingang und warf seinen dreieckigen Hut hinter sich.

Gewaltsam wollten wir ihn zurückhalten, da öffnete sich plötzlich das große Thor und ein neues Duzend Gefangener wurde von Bewaffneten hereingeschleppt, die sich dann wieder zurückzogen.

„Ich hatte gehofft, meine Zeit sei gekommen, denn ich bin des Lebens müde!" sprach traurig der Marschall, während wir nach unsern Zellen gingen.

„Wir werden Alle ja Märtyrer sein," entgegenete ich; „geduldig wollen wir uns diesem Schicksal unterwerfen, ohne es jedoch absichtlich zu beschleunigen!"

„Ach, es ist nicht die Furcht vor dem Gefängniß und der Guillotine was mich niederdrückt!" sagte der Marschall, und barg sein Gesicht in beide Hände. —

So waren wir jetzt gezwungene Bewohner der berüchtigten Conciergerie, die man mit allem Recht einen Vorort der Hölle nennen konnte, und die Meisten verließen ihre dunkeln Gewölbe nur, um, wie ich schon gesagt, das blutgetränkte Schaffot zu besteigen.

Unsere traurige Lage war jedoch nicht das Einzige, was wir zu erdulden hatten; allabendlich, wenn die Thüren verschlossen und die Namen der Gefangenen abgelesen wurden, unterwarf man uns neuen Demüthigungen und Entbehrungen. Gewöhnlich erschienen zu diesem Zwecke drei oder vier halbbetrunkene Schließer, mit ertlichen großen Hunden, die bei Nacht in den Höfen Wache hielten. Die Liste der Namen, welche verlesen werden sollten, war gewöhnlich ungenau und unleserlich geschrieben, daher häufig unrichtige Namen abgerufen wurden, auf die Niemand Antwort gab. Dann folgten Flüche, Drohungen und Mißhandlungen, bis endlich der Irrthum sich aufklärte, worauf wir abgezählt wurden, wie eine Herde Schafe, und einzeln in die Kerker getrieben.

In einem abgeschlossenen Raume zwischen der ersten und zweiten Thür durften die Gefangenen und Verurtheilten ihre Frauen und Kinder empfangen. Dorthin kamen die braven, edeln Weiber, allen Gefahren zum Trost, um ihren Lieben ein letztes Lebewohl zu sagen, während Bewaffnete um sie her standen und draußen bereits die Karren

warteten, um die dem Tode Geweihten zum Richtplatze zu führen.

Am dritten Tage unfres Aufenthalts in der Conciergerie begann ein neuer Hoffnungsstrahl uns zu leuchten. Der gute, wackere Benedikt war zum Thürhüter derselben ernannt, und Port Libre, unser vormaliges Gefängniß, der Bewachung des Schließers Tazard überlassen worden. Als Benedikt so unverhofft anlangte, befand ich mich gerade an der Pforte, und eilte sogleich mit dieser freudigen Nachricht zum Marschall, der jetzt nur selten seine einsame Zelle verließ. Meine, wie ich glaubte, willkommenene Mittheilung, machte aber keinen großen Eindruck auf ihn. „Ich bin mit dem Leben fertig,“ sagte er, „und stündlich des Karrens gewärtig, der mich zur Guillotine bringen soll!“ — Vergeblich blieben alle meine Bemühungen, ihn aufzuheitern und zu ermüthigen; er schüttelte traurig und schweigsam das müde Haupt.

Am vierten Abend, kurz vor dem Nachteffen, während ich mit Benedikt am Thorflüßchen plauderte, wurde außerhalb gedocht, und sein Gesicht nahm plötzlich einen ernsten, unruhigen Ausdruck an. Er schloß die Thür auf, und ein Mann, den Hut tief über die Augen gezogen, trat ein. Es war des Marschalls unglücklicher Sohn! Er erschrock bei meinem Anblick, doch Benedikt flüsterte ihm einige beruhigende Worte zu.

„Nur schnell, nur schnell!“ bat hierauf der junge Mann. „Führt mich zu meinem Vater, guter Benedikt! In dieser Nacht noch werden die Untertanen ihn holen wollen. Ich habe das Verzeichniß gesehen, in welchem, von Robespierres eigener Hand, sein Name durchstrichen ist mit rother Dinte. Den Schlafrunk und die Farben, um unsere Gesichter zu verändern, hab' ich bei mir. Der allmächtige Gott möge mir Kraft schenken in dieser entscheidenden Stunde!“

Bei diesen räthselhaften Worten blickte ich Benedikt stauend und fragend an.

„Ja wohl, dieser Herr ist ein guter und braver Sohn,“ sagte Benedikt zu mir. „Obgleich verstoßen, ist er dennoch fest entschlossen für seinen Vater zu sterben. Mit meiner Hülfe will er diesen Abend einen Schlafrunk in des Marschalls Wein mischen und ihn dann, wenn er bewußtlos ist, von seinem Bett entfernen und sich selbst an seine Stelle legen.“

„Das ist reiner Wahnsinn!“ rief ich entsetzt. „Es wird Beiden das Leben kosten!“

„Nein, mein Herr, es ist kein Wahnsinn!“ vertheidigte sich der junge Mann; „in andern Gefängnissen schon wurde dieses Mittel mit Er-

folg angewendet. Ich bin ein Schauspieler gewesen, und deshalb auch im Stande, mit Hülfe von Farben, ein Gesicht jung oder alt erscheinen zu machen. Sie, lieber Herr, sind meines Vaters Schlafgenosse; Sie sind sein Freund; Sie lieben ihn, ich weiß es bestimmt. Wollen Sie mir behülflich sein, ihm die Kleider auszuziehen und ihn auf ein anderes Bett zu bringen? Die Blutmenschen, welche in dieser Nacht kommen werden, um ihn zu holen, kennen ihre Opfer nicht persönlich und müssen sich daher auf Benedikts Anweisung verlassen, und ehe Verdacht entstehen kann, ist mein Kopf schon gefallen.“

„Aber, junger Mann, diese edelmüthige Aufopferung wird Ihren Vater schwerlich retten,“ wandte ich ein. „In wenigen Tagen kann auch der Befehl zu Ihrer Hinrichtung kommen, und dann ist der brave Marschall doch verloren.“

„Nein, nein!“ rief er. „Bereits sind sichere Zeichen da von Robespierres nahem Sturze. Seine eigenen Freunde fürchten ihn, und schon ist eine Verschwörung im Werke. Seine Zeit ist abgelaufen. In wenigen Tagen werden mildere Männer an Frankreichs Spitze stehen, und meines theuern Vaters Rettung ist gewiß! Doch, lieber Herr, wir verlieren da die kostbare Zeit mit Plaudern! Schnell, Benedikt! Jede Minute bringt meinen Vater dem Tode näher! Lieber Herr, wollen Sie uns helfen?“

Ich konnte kein Wort hervorbringen, und statt aller Antwort drückte ich dem braven jungen Manne herzlich die Hand.

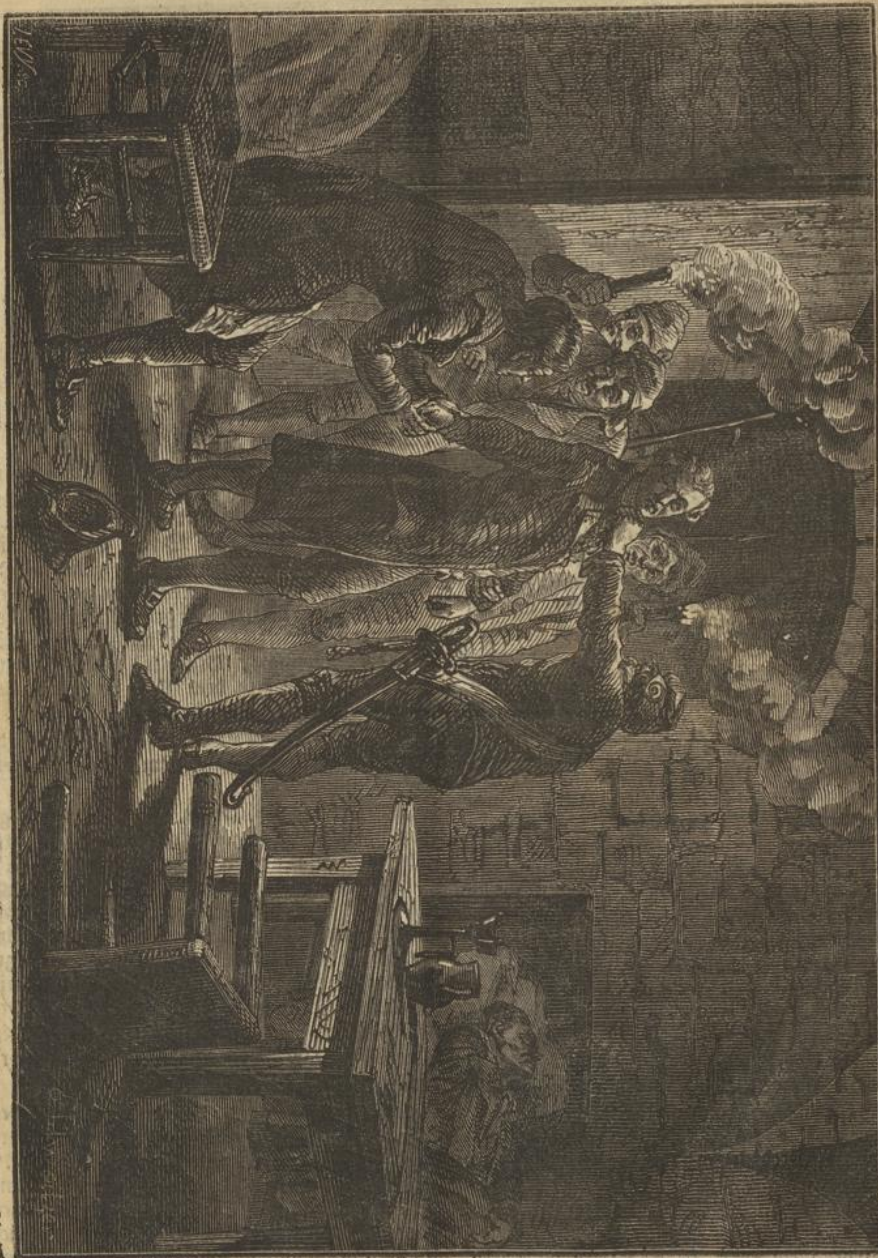
„Sie werden sehen,“ sagte er ganz freudig, „wie schnell ich mich derart verändern kann, daß selbst mein Vater mich nicht erkennen würde.“ — Nun trat er in Benedikts Stübchen, stellte sich vor einen kleinen Spiegel, zog Farben und Pinsel aus der Tasche, hantirte damit im Gesicht herum, und kam in einigen Minuten wieder zu uns heraus als gebeugter, wankender Greis, mit gelber, eingeschrumpfter Haut und weißem Haar.

„Haben die andern Gefangenen meinen Vater gesehen?“ fragte er Benedikt, der ihn verwundert anstarrte wie einen Hexenmeister.

„Blos zwei,“ lautete die Antwort, „die aber gestern schon hingerichtet worden sind. Der Marschall blieb gewöhnlich immer in seiner Zelle.“ Und zu mir sich wendend, sagte Benedikt: „Kommen Sie, und führen Sie den neuen Gefangenen hinaus, weil's denn doch so sein muß, obgleich ich gern mein ganzes Jaqrgehalt hingäbe, wenn ich diesen braven Sohn retten könnte!“

„Vorwärts, vorwärts!“ rief dieser. „Sparet

Sindliche Aufopferung in der Sprecherszeit.



Es ist, Be-
Lebe wälten
Beführer
kinn in da
Hochallant
ntrigen Sch
Ersch in einer
Kann lemerho
übermäßig:
Schlachterband?
mehen unter d
„Unser neu
Mann,“ jagte
nächste Zeit le
sichte gern ich
indem ich hi
reisen zu hie
Während ich
ich dem Mari
bemert den S
bereit stehend
„Ich werde
der Marischall
er Kammerer
sel gelitten, w
sollen. Was es
er Schlaf ist je
me geliebten!
denn er pleg
hine ergriff
„Ich verließ
die Wohnung vo
sich an dem F
gen. In diese
lich, wird de
man. Nun, in
em lößdem m
den hinen Wer
D, nur Fre
sichselben selge
wachte die
in die's gem
„Ich bin zu
ist, zu m
„Ich Sie mo
schöne ichne
ich vergeb
„Gemeinlich
in die's gem
„Ich bin zu
ist, zu m
„Ich Sie mo
schöne ichne
ich vergeb

Euer Lob, Benedikt, denn ich bin ja doch dem Tode verfallen!“

Wir führten ihn, mit übergeworfenem Mantel, hinauf in die Zelle. Als wir eintraten, saß der Marschall mit uns zugekehrtem Rücken auf einem niedrigen Schemel und war damit beschäftigt, Etwas in einer schmutzigen Pfanne umzurühren. kaum bemerkbar wendete er sich um und sagte schwermüthig: „Wieder ein neues Schaf für die Schlachtbank? O Freiheit, welche Verbrechen werden unter deinem Namen verübt!“

„Unser neuer Freund ist ein alter, kranker Mann,“ sagte ich, indem wir den Sohn auf das nächste Bett legten; „er ist matt und müde, und möchte gern schlafen. Bitte, stören Sie ihn nicht, während ich hinunter gehe, um das Verzeichniß vorlesen zu hören.“

Während ich die letzten Worte sprach, kehrte ich dem Marschall den Rücken zu und goß unbemerkt den Schlaftrunk in den auf dem Tische bereit stehenden Weinbecher.

„Ich werde ihn durchaus nicht stören,“ meinte der Marschall, immer noch mit seiner Pfanne am Kaminfeuer beschäftigt. „Ich habe selbst zu viel gelitten, um nicht die Leiden Anderer mitzufühlen. Mag er ruhig schlafen, der arme Alte! der Schlaf ist ja das einzige Glück, welches uns hier geblieben! — Wissen Sie,“ fuhr er fort, indem er plötzlich aufstand und meine beiden Hände ergriff, während der gute Benedikt still die Zelle verließ, „wissen Sie, daß ich eine deutliche Ahnung von einem nahenden Unglück habe? Unser ganzen Familie ist diese prophetische Gabe eigen. In dieser Nacht, ich fühle es klar und deutlich, wird der Befehl zu meiner Hinrichtung kommen. Nun, ich fürchte diese Botschaft nicht; denn seitdem mein Sohn verloren ist, hat das Leben keinen Werth mehr für mich!“

„O, lieber Freund, diese Ahnungen sind die natürlichen Folgen Ihrer Gemüthsstimmung!“ erwiderte ich. „Was aber Ihren Sohn betrifft, sind Sie's ganz gewiß, daß er für Sie verloren ist? Sind Sie, lieber Marschall, vielleicht nicht zu hart, zu unverföhnlich für ihn gewesen? Haben Sie wohl immer unfres Herrn und Heilands schöne Worte bedacht: „Vergebet, so wird euch vergeben!“

„Genug!“ rief der Marschall, ungeduldig mit dem Fuße stampfend. „Mein Sohn ist ein Verworfenner, der Schandfleck unfres alten Geschlechts! Er hat das Herz seiner treuen Mutter gebrochen! Sagen Sie mir nichts mehr von ihm, denn unter dem Fallbeile noch würde ich ihn

nicht die Hand zur Vergebung reichen! — Aber wie langsam mein Lopp kocht!“

„Soll ich vielleicht Ihr Abendessen fertig machen?“ fragte ich, während der scheinbar Schlafende laut zu schnarchen begann.

„Nein, ich danke,“ entgegnete der Marschall, und trank dann bedächtlich seinen Wein. „Bitte, gehen Sie hinab, um die Liste vorlesen zu hören, und antworten Sie bei meinem Namen für mich. Gehen Sie, und überlassen Sie den alten Marschall seinen trüben Gedanken!“

Ich ging hinunter. Große Bewegung war bei der Wachtstube. Die Beamten der Sektion standen in vollem Staate da, und das Verzeichniß Derjenigen wurde vorlesen, welche an diesem Tage vom Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt worden. Bereits war's dunkel, und es brannten daher Fackeln, deren gelber Schein die kalten, gefühllosen Gesichter dieser Menschen, mit ihren dreifarbigigen Schärpen und schweren Säbeln, deutlich erkennen ließ, während sie von einem Haufen Sansculottes umgeben waren, die von Zeit zu Zeit das «Ca ira! ca ira!» anstimmten.

In kaltem, gleichgültigem Tone rief jetzt einer der Beamten folgende Namen ab: „Achille Valle, Advokat, Nr. 21; Julius Chauly, Schuhmacher, Nr. 41; Peter Baron, Tapezierer, Nr. 14; Georg Pecourt, Blechner, Nr. 12; der Marschall von Moncy, Nr. 38. — Das ist Alles für heute!“

Die gaffenden und horchenden Sansculottes jubelten wieder, warfen die rothen Schärpen in die Höhe und schlugen mit den Spießen und Säbeln klirrend zusammen, denn die Hinrichtung eines ehemaligen Marschalls aus der Königszeit versprach einen großen Genuß. Der neben mir stehende Benedikt flüsterte mir zu: „Es ist so gekommen, wie ich's vermuthet habe!“

Rasch stieg ich die Treppe hinauf in unsre Zelle. Schlafend lag der Marschall auf seinem Bette, das Gesicht aufwärts gekehrt, und sein Weinbecher stand geleert auf dem Tische. Der Sohn war über den Vater gebeugt und winkte mir, als ich eintrat, zu ihm zu kommen. Der Schlafende war jetzt kein alter Mann mehr, sondern jung und farbig, hatte schwarze Augenbrauen und dunkles Haar. Erstaunt blickte ich den jungen Moncy an, der nun das treueste Abbild seines Vaters war, dem er seine Kleider aus- und sich angezogen hatte. Der junge Mann, so schien es, lag schlummernd auf dem Bett, und der greife Vater beugte sich mit zärtlicher Besorgniß über ihn.

„Ist das Verzeichniß abgelesen worden,“ fragte

er, ruhig mich anblickend, „und stand meines Vaters Name darin?“

„Ja,“ sagte ich traurig. „Die Karren werden mit Tagesanbruch kommen!“

„Gott sei's gedankt!“ rief er, auf die Kniee sinkend und die gefalteten Hände gen Himmel hebend. „Ich habe lange und inbrünstig gebetet, daß diese Stunde kommen möge. Geist meiner Mutter, nimm die Sühne deines reuigen, verlorene Sohnes an! . . .“

Unter ernstem Gespräche verstrich die Nacht; wir konnten und wollten nicht schlafen. Der junge Moncy, der aus kindlicher Liebe und voll Reue über seine Sünden dem Tode sich weihte, erzählte mir seine Geschichte, wie er das väterliche Haus verlassen hatte und ein herumziehender Gaukler und Komödiant geworden. Schwere Sünden, als Ungehorsam gegen die Eltern und jugendlicher Leichtsinns, hatte er sich, wie es schien, nie zu Schulden kommen lassen. Was ich aber auch sagen mochte, durch nichts ließ er sich abbringen von dem gefaßten Entschluß der Selbstopferung, seinem alten Vater zu Liebe.

Es mag ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch gewesen sein, und wir saßen noch, beim dürftigen Scheine der Lampe, in leisem Gespräche da, als an der äußern Pforte Stimmen vernehmbar wurden, das Rollen schwerer Räder sich hören ließ und feste Niegel aufknarrten mit lautem Geräusche.

„Die Bürger kommen!“ rief der Sohn. „Lassen Sie schnell das Licht aus! Ich will mich nur auf das Bett werfen, um sie nicht lange warten und meinen Vater aufwecken zu lassen. —“ Er bückte sich, küßte die Stirn des schlafenden Marschalls und warf sich dann auf dessen Lager.

„Leben Sie wohl, braver Sohn!“ sagte ich tief ergriffen. „Jenseits werden Sie den Lohn finden für Ihre Kindesliebe!“

„Still, still!“ entgegnete er leise; „da kommen sie!“

Wir hörten Tritte auf der Stiege. Thüren wurden draußen im Ganzen geöffnet, Säbel rasselten, die Hunde der Schließer knurrten, und beständiges Schluchzen, das Zeichen schmerzvollen Abschieds, schlug an unser Ohr.

Die Thüren derjenigen Zellen, aus welchen die Opfer abgeholt werden sollten, wurden jedesmal am Abend vorher mit weißen Kreuzen bezeichnet. Bald kamen die Leute auf ihrem Umgang auch an unsere Thüre.

„Da ist Nr. 38,“ hörten wir Benedikt sagen. „Hier ist mein Kreuz! Der alte Marschall liegt

auf dem dritten Bett zur Linken; die beiden Andern sind noch nicht reif für die Guillotine!“

„Nah, 's wird nicht lange mehr dauern, bis sie auch an die Reihe kommen und rasirt werden!“ ließ sich eine tiefe, rauhe Stimme vernehmen, worauf lautes, wildes Gelächter erfolgte.

Die auswendigen Niegel wurden zurückgeschoben, die Thür aufgerissen und fünf Männer, mit Fackeln in den Händen, traten herein. Sie gingen schnurstraks nach dem von Benedikt bezeichneten Bett und packten den vermeintlichen Marschall unsanft beim Arme.

„Heraus da! Nur schnell!“ riefen sie durcheinander. „Der Galawagen des Marschalls von Moncy steht vor der Thür. Hurtig angekleidet! Ihr müßt kaltes Blut haben, Bürger Moncy, daß Ihr so ruhig schlafen könnt, wenn Ihr in einer halben Stunde einen so langen Schlaf beginnen sollt. Heraus da!“

„Ich bin bereit,“ erwiderte der brave Sohn mit verstellter Stimme. „Das lange Warten macht müde; der Tod ist mir willkommen! Heute werde ich meinen König im Himmel wiedersehen!“

„Das ist ein echter Kampfbahn!“ bemerkte spöttisch einer der Fackelträger, und fügte dann, zu mir sich wendend, bei: „Ihr, Bürger, könnt Euch schlafen legen und träumen, Ihr besiegt das Schaffot!“

„Ein wenig leiser!“ bat ich. „Mein Freund dort ist krank; wecket ihn nicht. Ihr habt ja Euern Mann, darum gehet in Gottes Namen!“

„Kommet!“ drängte der junge Moncy, „kommet, ich bin zum Gange bereit! Weiben Sie Gott befohlen, mein lieber, treuer Freund!“

Wir schieden. Die Thür wurde zugeschlagen und ich war allein mit dem schlafenden Marschall. Unmöglich kann ich die jetzt mich mächtig bestürmenden Gefühle beschreiben, das innige Mitleid, das ich für den wackern Sohn und für den armen, zwar geretteten, aber auch kinderlosen Vater empfand! . . .

Der Tag brach an. Da, auf einmal, klangen die Töne der Sturmglocke in unsern stillen Kerker und der wiederholte Ruf: „Zu den Waffen!“ Ich fuhr bestürzt empor aus dem unruhigen Schlafe, der mich übermannt hatte. Auch der Marschall erwachte und stand auf.

„Lieber Freund,“ sagte er, „wie's scheint, wollen die Sansculottes in unser Gefängniß einbrechen und uns niedermeßeln. Wo ist unser Gefährte von gestern Abend?“

„Ja, Herr Marschall,“ entgegnete ich, „es ist möglich, daß unser Ende sich naht. Deshalb

muß ich Ihnen auch, ehe wir sterben, den Beweis geben, daß Ihr armer Sohn kein schlechter, entarteter Mensch war. Unser gestriger Gefährte ist Ihr Sohn gewesen. Der Wunsch, Sie zu retten und starr Ihrer das Schaffot zu besteigen, hat ihn hierher getrieben. Vielleicht legt er in diesem Augenblicke seinen Kopf unter das Fallbeil, obgleich Sie ihn verstoßen haben.“

„Dah, Sie träumen wohl noch, mein Bester!“ sagte lächelnd der Marschall. „Sie haben vermuthlich nicht ausgeschlafen?“

„Nun denn, so schauen Sie da hinein!“ bat ich, und hielt ihm einen Taschenspiegel vor. „Sehen Sie, wie der verlorene Sohn Ihr Gesicht verändert und dem seinigen ähnlich gemacht hat, um unter Ihrer Gestalt die Guillotine zu besteigen.“

Er warf einen Blick in den Spiegel, starrte mich dann ganz seltsam an und sank auf die Kniee nieder. „Großer Gott, ich danke dir von ganzem Herzen!“ betete er; „du hast Wunder an uns gethan! Mein Sohn war also doch brav und edel, doch ein echter Moncy! Nimm ihn in Gnaden auf in deinem himmlischen Reiche!“

Heiße Thränen ersticken die Stimme des alten Mannes, während er für seines Sohnes scheidende Seele betete.

Unterdessen wurde der Lärm auf der Straße immer lauter, mehrere Schüsse fielen, und es kam mir vor, als würde mit Gewehrkolben an das äußere Thor geschlagen.

„Unsere Stunde ist auch gekommen!“ sagte ich und umschlang den Marschall mit festen Armen.

Im nämlichen Augenblick wurden eilige Fußtritte draußen im Gange hörbar, und Benedikt riß die Thür unsres Kerkers auf, mit den freudig klingenden Worten: „Hoch lebe die Republik! Robespierre ist gestürzt! Sie sind frei, meine Herren, Alle frei! Es wartet Jemand draußen. Na denn, nur herein, nur herein!“

Und herein trat der Sohn des Marschalls und kniete nieder vor seinem Vater. Dieser richtete den Keuigen empor und umhalste ihn voll väterlicher Inbrunst. Alle, Alle weinten Freudenthränen.

Der Karren, welcher die dem Tode Bestimmten zum Richtplatz hatte bringen sollen, war unterwegs von Polizeibeamten angehalten worden, welche die längst ersehnte Nachricht brachten von dem Sturze Robespierres und dem Ende der Schreckensherrschaft.

Klagelied eines Vaters.

(In Straßburger Mundart. — Freundschaft.)

’S isch hylsdaas doch gar ze schwer
G Doochter ze placiere!

Anspruch genue, d'r Bytel leer,
Kann dich sich akfordiere?

Un Hoffahrt unter All und Jung,
Blitzvenni G'schmack for d' Huushaltung:
Do het d'r Mann e böses Loos,
’S isch halt e Dorn an jeder Noos!

Gar Manchi b'fize d' G'schicklichkeit
Sich nett im Geh'n ze drehje,
Un mit 'me byre, sydne Kleid
Ganz grüendli d'Gaf ze seije.
Mir isch vollkumme n-uff d'r Welt,
Un b'Schönheit hylsdaa koscht Geld;
G Duell von Dischbedaad un Zorn,
Doch jedi Noos het ihre Dorn!

’S gitt Andri, die verstehn's gar guet
In Golt un Syd ze sticke,
Drum sehl't's ne-noft an Zyt un Mueth
De Kindre d'Streumpf ze sticke.
Falsch Golt wurd leider g'nue verschafft,
Glanz will m'r han mit Ubschafft,
Un uff de Schyn steijt Alles los:
’S het Dorne halt e jedi Noos!

Un breddytt m'r for d' Sparfamkeit,
Gepfliffen isch's de Myse!
Viel Wywer werfe b'V'scheideheit
Ganz einfach in's alt Ise!
Dich gitt e schwere-n-Lewiwelstand,
Gehst mit 'm Unglück Hand in Hand;
Lichtsinni hyt, verdorwe morn:
’S jedi Noos het ihre Dorn!

Wie 's d' gröschti Mode jez will han,
Mamselle g'nue sich kleide;
Dah uff d'r Gaf sie Niemes kann
Vom Unruitt unterscheide.
D'r Staat — der Krebs in unsrer Zyt —
Ze Marre macht viel g'scheit Zyt,
Un wurd in alle Stände groß:
’S isch halt e Dorn an jeder Noos!

Wo soll dich nuß?... M'r sinn am End
Un wöcke-n-ab jez breche,
Denn unserins het nit 's Talent
Ze heile die Gebreche.
Nurr 's Unglück säeirt, mit schwerem Druck,
Uns uff de rächte Weij zeruck;
Nurr wenn m'r spüere 's Himmels Zorn,
Ze denke m'r an unsre Dorn!

M. B.

(Das Klagelied einer Mutter folgt später.)

Eine Nacht im Walde.

(Mit einer Abbildung.)

Der Erzähler des nachfolgenden nächtlichen Abenteurers ist ein Deutschamerikaner, und machte als Feldarzt den Krieg mit, welcher vor mehreren Jahren zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerikas und dem Lande Mexiko blutig entbrannt war. Er hat jetzt das Wort, und wir wollen seiner Erzählung ein aufmerksames Ohr leihen:

Seit drei Wochen waren wir auf einem Kriegsposten bei Ceralvo gelegen, woselbst es ziemlich ruhig herging, daher wir uns nach einer tüchtigen Bewegung sehnten, die Abwechslung brächte in unser thatenloses, einsörmiges Leben. Wir hatten gehört, daß im benachbarten Gehölz, Chazeral sagen die Mexikaner, Hirsche und Rehe sich aufhalten, auf die ich und mein Freund Ralph, ein amerikanischer Offizier, Jagd machen wollten. An einem hellen, sonnigen Morgen, als der Thau noch auf dem Grase lag, verließen wir daher unser Feldlager. Weil wir nur einige Stunden ausbleiben wollten, so hielten wir's für überflüssig, Lebensmittel mitzunehmen, deren Tragen uns lästig geworden wäre. Anstatt die Richtung nach den Bergen einzuschlagen, die bei der Rückkehr als Wegweiser uns dienen konnten, begaben wir uns gleich in den tiefen Wald der Ebene, wo das dichte Laubwerk jede Aussicht verhinderte. So kam es, daß wir, nach zweistündigem Herumstreifen, so vollständig uns verirrt hatten, daß keiner mehr wußte, wo wir uns befanden oder welchen Weg wir einschlagen sollten.

Bis jetzt hatten wir nicht nur kein Wild, sondern auch nicht die geringste Spur eines solchen gesehen; ja, es schien, als ob dieser ganze, große Wald eine leblose Wüste sei; die unheimliche, peinliche Stille wurde durch keinen andern Laut unterbrochen, als durch der Grillen einträgliches Zirpen.

Ueber unserm Haupt schlossen die dichten, starkbelaubten Schlingpflanzen, welche von Zweig zu Zweig üppig rankten, nicht nur jeden Sonnenstrahl, sondern auch jedes frische Lüftchen aus, so daß wir kaum athmen konnten in dem dumpfigen Dunstkreis, während die spitzen Dornen der zahlreichen Cactus und anderer Stachelpflanzen uns derart zerflachten, daß wir an allen Theilen des Körpers bluteten. Hiezu kam noch, daß die scharfen Kieselsteine, welche den Boden bedeckten, unser Schuhwerk so zugerichtet hatten,

daß jeder Schritt uns die heftigsten Schmerzen verursachte.

Bereits zehn bis elf Stunden waren wir so herumgeirrt, von Hunger und Durst gequält und matt und müde bis zum Tode. Mit der Aussicht auf eine Nacht ohne Abendessen in dieser wilden Gegend vor uns, war unsre Lage keineswegs beneidenswerth. Trotzdem hatte mein Freund und Begleiter noch keinen Augenblick seinen frohen Muth und seine gute Laune verloren, auch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß wir noch vor Einbruch der Nacht einen Ausgang finden würden aus dieser traurigen Wildniß.

Unserer Berechnung nach mußte der Sonnenuntergang nicht mehr fern sein. Wir hatten uns gelagert und ein Feuer angezündet, an dem wir Cactusblätter brieren, welche von den Mexikanern bisweilen genossen werden. Aber trotz unsres Hungers, wollte dieses aus Schleim und groben Fasern bestehende Gericht doch nicht recht munden.

Als wir uns etwas ausgeruht hatten, schlug ich vor, den Rest des Tages zu benutzen, um den Pfad aufzusuchen, von dem Ralph noch immer mit so großer Zuversicht sprach. Raun waren wir einige hundert Schritte weiter vorgebrungen, als wir eine schmale Wiese vor uns hatten, in deren Mitte nebeneinander stehende Weidenbäume den Lauf eines Baches anzeigten.

„Da bekämen wir doch wenigstens Wasser!“ rief mein Freund. „Jetzt vor Allem einen guten Trunk!“

In unserer freudigen Aufregung vergaßen wir die Ermüdung und die Dornwunden und eilten stracks den Weiden zu. Wir fanden nicht bloß das ersehnte Wasser, sondern auch mehrere Kinderspfade, ein Zeichen, daß menschliche Wohnungen nicht allzufern sein mußten. In langen Zügen tranken wir aus dem frischen, klaren Bach und schlugen dann den meistbetretenen Pfad ein. Je länger wir darauf fortschritten, ward er immer deutlicher und gangbarer, und als die Sonne untergegangen, hatte er fast das Aussehen einer Straße. Aber eine Wohnung entdeckten wir noch nicht, und mit der Dunkelheit stellte sich auch wieder unsre Ermüdung und Erschöpfung ein. Ich mußte Ralph bitten, Halt zu machen, warf mich todematt auf die Erde nieder, und eben hatte ich die Augen geschlossen, als mein Begleiter ermunternd mir zurief: „Auf, Karl, auf! Fasse Muth, und denke nicht mehr an's Sterben, denn dort glänzt ein Licht. Gott sei Dank, wir kommen zu einem Hause!“



Eine Nacht im Walde.

Niemals noch mag ein müder Wandersmann ein süßeres und tröstlicheres Wort vernommen haben als dieses. Eiligst sprang ich auf und fragte begierig: „Wo, wo, Ralph, siehst Du das Licht?“

„Dort, gerade aus, rechts!“ sagte er und deutete auf einen Punkt hin, wo ein schwacher Lichtschimmer sichtbar war, der, allem Anscheine nach, aus der geöffneten Thür einer kleinen Wohnung hervordrang.

Voller Begierde, die so höchst nöthige Nahrung und Ruhe nach all den Mühen endlich zu erhalten, eilten wir in der Richtung des Lichtschimmers vorwärts, als der Lieutenant Ralph plötzlich stehen blieb und zurückhaltend meinen Arm faßte.

„Gemach, mein Junge, gemach!“ sagte er, „wer weiß denn ob das Licht dort nicht von einem Feldposten unserer Feinde herkommt. Du weißt ja, daß die meuchlerischen Guerillas der Mexikaner hier in der Umgegend von Ceralvo ihre Verstecke haben sollen. Wir müssen darum vorsichtig zu Werke gehen, damit wir nicht in eine Falle gerathen.“

So geräuschlos wie möglich schritten wir vorwärts und gelangten an eine für das Vieh errichtete Umzäunung. Jenseits derselben stand die Hütte, aus welcher der Lichtschimmer hervordrang, und deren Inneres wir auch bei weiterem Vordringen überschauen konnten. Auf dem Fußboden brannte ein Feuer, bei dessen Leuchten ein halbnackter, schwarzgebräunter Mexikaner, dem Bauernstande angehörend, sein Mahl bereitete, aus getrocknetem Rindfleisch und Maibrod bestehend. Der Geruch des kochenden Fleisches stachelte noch mehr unsern schrecklichen Hunger auf, allein das ganze Aussehen des Burschen weckte keineswegs unser Vertrauen und ließ uns keinen guten Empfang hoffen. Seine langen rabenschwarzen Haare hingen in wirrer Unordnung über sein Gesicht herunter und vermischten sich fast mit dem Leige, den er knetete, und wenn er sie von Zeit zu Zeit zurückschüttelte, wurden die häßlichsten und boshaftesten Gesichtszüge sichtbar, welche mir noch jemals vorgekommen waren. Das Abstoßende derselben wurde noch vermehrt durch den Verlust eines Auges und durch eine breite halbgeheilte Narbe, welche sich über die Wange hinzog und in einem Winkel des grinsenden Mundes endigte. Auch entging's uns nicht, daß dieser abstoßende Kerl bisweilen von seiner Arbeit aufsah und durch die Thür und ein offenes Fenster, auf der andern Seite der Hütte, spähende Blicke warf, während neben

ihm, wie zum augenblicklichen Gebrauch bereit, eine alte Flinte lehnte.

„Dieß Alles sieht gar nicht aus, als hätten wir einen gaslichen Empfang zu erwarten!“ flüsterte ich meinem Begleiter zu.

„Nein, wahrlich nicht!“ sagte Ralph; „doch beim Sturm ist dem Schiffer jeder Hafen willkommen, und da wir am Verhungern sind, so wollen wir um jeden Preis mit diesem Burschen das Nachtessen theilen.“

Also sprechend, trat mein Freund aus dem Schatten der Umzäunung hervor und rief dem Leigmacher ein «Buenos noches», das heißt, einen guten Abend, zu.

Der Mexikaner ließ den halbfertigen Maikuchen aus der Hand fallen, ergriff die Muskete, spannte den Hahn und fragte in rauhem Tone: «Quien es?» (Wer seid Ihr?)

„Wir sind gute Freunde,“ antwortete Ralph „die sich im Walde verirrt haben und Nahrung und Obdach bedürfen, wofür wir gut bezahlen werden. Können wir solches von dir erhalten?“

Der Bursche gab keine Antwort, sondern stellte seine Flinte wieder an die Wand und kehrte zu seiner Beschäftigung zurück, während sein kleines schlangenartiges Auge von Zeit zu Zeit zur Thüre hinaus spähere. Wir traten nun vollends in die Hütte hinein, und als wir dem Mexikaner gegenüber standen, wiederholte Ralph die vorhin schon gemachte Frage.

«Por que no?» (warum nicht?) lautete des mürrischen Burschen kurze Antwort. Ohne weitere Einladung zu erwarten, setzten wir uns auf den Boden und sahen der einfachen Kocherei zu. Als die Maikuchen hinlänglich braun geröstet waren, legte sie der Mexikaner auf einen hölzernen Teller und oben drauf das dampfende Rindfleisch. Nun gab er uns einen Wink zuzulangen, was wir auch ohne Weiteres thaten. Während wir mit gutem Appetit aßen, setzte unser Wirth seine Kochgeschäfte ruhig fort, bis sein eigenes Abendessen bereit war, das er auch sogleich verzehrte. Als er fertig war, und wir natürlich ebenfalls, deutete er auf ein schmales Bettgestell gegenüber der kleinen Fensteröffnung, welches einer von uns einnehmen sollte. Es war mit einer Kuhhaut bedeckt und einem zerlumpten wollenen Tuche, und diente ihm gewöhnlich als Lagerstätte. Nachdem ich mit Ralph übereingekommen, daß wir wechselweise das Bett einnehmen wollten, legte er zuerst sich nieder, während ich mich an's Feuer setzte und unsern fonderbaren Gastwirth beobachtete.

Umsonst versuchte ich's eine Unterhaltung mit

ihm anzuknüpfen, und obgleich mir die spanische Sprache ziemlich geläufig war, so brachte ich doch nur einsylbige Antworten aus ihm heraus. Nach kurzer Zeit schloß er die Thür, warf sich auf den Boden und war, dem Anscheine nach, bald in tiefen Schlaf versunken. Das laute Schnarchen vom Kuhhautlager her, bewies mir, daß Ralph auch fest und tüchtig schlief.

Von Schlaf und Müdigkeit überwältigt konnte ich nicht länger mehr dem Drange widerstehen, mich auch auf den Boden zu legen. Leise nähete der Schlummer. Ich lag ganz in der Nähe des Mexikaners, der mich durch eine gemachte Bewegung bald wieder weckte. Ich schlug die Augen auf, sah, wie er sich erhob, vorsichtig über mich wegstieg, unsere Jagdflinten, die dort in der Ecke standen, holte und sie, nachdem er die Zündhütchen genau untersucht, zu seiner eigenen Muskete stellte. Hierauf schien's mir, als ob er auf gewisse Löwe lauschte, die von draußen sich näherten, und legte sich dann wieder auf den Boden nieder, wie's mir vorkam, befriedigt darüber, daß wir Beide gut schliefen. Er jedoch machte keine Anstalt zum Schlafen, denn ich konnte wahrnehmen, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit das offene Fenster, Ralph's Lager gegenüber, beobachtete.

Dieses sonderbare Benehmen erregte in mir den Verdacht, der Bursche hege die Absicht uns zu ermorden, um sich unser Flinten und Uhren zu bemächtigen, und daß er, zur Ausföhrung seines bösen Plans, nur noch auf die Ankunft seiner Spießgesellen warte. Schon war ich im Begriff meinen Gefährten, der ruhig fortzuschief, zu wecken und meinen Verdacht ihm mitzuthellen; doch besann ich mich anders und faßte den Entschluß, das weitere Beginnen des Mexikaners genau zu beobachten, um mich von seinen wahren Absichten zu überzeugen und ihn, wenn's nöthig wäre, mit meinem unter dem Rocce verborgenen Revolver niederzuschießen.

Aber trotz aller meiner Besorgnisse versank ich bald wieder in Schlaf, denn meine Müdigkeit und Abspannung waren zu groß, und hatte meinen Verdacht und Alles um mich her rein vergessen. Ich weiß nicht, wie lange ich bereits wieder geschlafen, als ich durch den Knall eines Gewehrs ganz in meiner Nähe plötzlich geweckt wurde und darauf einen halberstickten Schmerzensruf von Freund Ralph vernahm. Blizschnell sprang ich auf, die Pistole in der Hand. Allein wer beschreibet meinen Schrecken, als ich bei dem Scheine des verglimmenden Feuers den halbnackten Mexikaner mit geschwungenem Messer

an Ralph's Lager springen sah, und mehrere heftige Stöße gegen denselben führen.

Ohne mich länger zu besinnen, erhob ich den Revolver und schoß auf den vermeintlichen Mörder. Meine Kugel hatte getroffen, und das blutige Messer entfiel seiner Hand. Eben war ich im Begriff einen andern Lauf des Pistols abzufeuern, und hatte dem Mexikaner die Mündung auf den Rücken gesetzt, als mein Freund aufsprang, meinen Arm ergriff und die tödtliche Waffe mit dem Ausrufe ablenkte: „Um Gottewillen, halt! halt! tödte den armen Burschen nicht, Karl! Sieh, er hat mir ja das Leben gerettet!“

Ralph zog den von mir auf so übereilte Weise Verwundeten zur Seite und deutete mit vielsagendem Blick auf sein eben verlassenes Bett.

Großer Gott, welch' ein Anblick! Dort lag in den letzten Zuckungen ein ungeheurer Cuguar oder mexikanischer Löwe. Aus einer breiten Wunde, die unser armer Wirth ihm mit dem Messer im Genick beigebracht, nachdem er ihn mit einem unsrer Gewehre getroffen hatte, floß ein Strom heißen Bluts hervor. Während ich noch immer, entsetzt über diesen grauenhaften Anblick, da stand und mich nicht zu fassen vermochte, hatte Freund Ralph die Wunde seines Retters untersucht, die zum Glück nicht gefährlich war und die ich, als Arzt, auch gleich, so gut sich's thun ließ, verband. Der mir kurz zuvor noch so verdächtig scheinende Bursche hatte nun auf einmal seine Sprache wiedergefunden, und erzählte uns, daß der furchtbare Löwe, welcher, im Todeskampf zuckend, da lag, ein alter Feind von ihm gewesen. Das Raubthier war bereits früher durch dieselbe Fensteröffnung in seine Hütte gekommen und hatte einen Angriff auf ihn gemacht, von dem die Wunde in seinem Gesicht herrührte. Er hatte draußen in der Umzäunung mehrere junge Kälber, und weil er, während des vergangenen Tags, die frischen Fährten des Löwen in der Nähe seiner einsamen Wohnung entdeckt hatte, so machte er sich auf einen zweiten nächtlichen Besuch gefaßt; daher kam seine fortwährende Wachsamkeit und die Aneignung unsrer Jagdflinten, während er uns Beide fest eingeschlafen glaubte.

Nachdem wir den armen, mißkannten Burschen für unsre Beherbergung und die so unschuldig erhaltene Wunde reichlich belohnt hatten, kehrten wir am folgenden Tage nach unserm Kriegsposten zurück, der bloß zwei Stunden entfernt war, und nahmen, zur Erinnerung an unser Abenteuer im Walde, das Fell des prächtigen Löwen mit, der von der Hand unsers mexikani-

schen Gastwirths gefallen. Doch, auch ohne dieses schöne, gesprengelte Zell, vergäße ich, mein ganzes Leben lang nicht, dieser angstvollen Nacht im Walde.

Meister Hämmerlein.

Vor etlichen und fünfzig Jahren starb in einem preussischen Dorfe der Gemeindefchmied, Jakob Horn benamst. Aber im gemeinen Leben hieß er schlechtweg nicht anders als „Meister Hämmerlein.“

— Meister Hämmerlein? — wird der geneigte Leser vielleicht fragen, — ei doch, warum denn Meister Hämmerlein? —

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche mitzutragen, und an allen Thoren, Thüren, Bretterverschlägen und Säunen zu hämmern, wo er nur immer etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er durch sein Hämmerlein Gemeindefchmied des Dorfes geworden.

— So, so! Und wie ist das zugegangen? — fragst du weiter.

Ganz natürlich, wie du sogleich hören sollst. Der alte Schmied, sein Vorfahr im Amte, war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um die Stelle gemeldet und Dem und Jenem Allerlei versprochen, damit er ihnen günstig und behülflich sein möge. Meister Hämmerlein aber hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen, auch keine Kratzfüße gemacht; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür die Stelle des Dorfschmieds.

— Und einzig und allein für ein Bißchen Hämmerlein? wirst du abermals zweifelnd fragen.

Ja wohl, nur für ein Bißchen Hämmerlein! An einer Gartenthür, ganz in der Nähe des Dorfes, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein, dazumal ein wandernder Handwerksbursche, kam mit Stock und Felleisen, den mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, munter des Weges daher, und sah das lose Brett. Flugs holte er einen Nagel und sein Hämmerlein hervor und befestigte das Brett mit etlichen guten Schlägen. Das sah der eben vorübergehende Dorfschulze. Ihm kam's sonderbar vor, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug gekommen.

Bald darauf ging der Schulz in die Dorfs-

schenke, sein Schöpplein zu trinken. Sogleich fiel ihm der junge Mann in die Augen, der ganz allein an einem Nebentische saß und sein Abendbrod verzehrte. — Ei willkommen! — rief freundlich der Eintretende; — treffen wir uns hier, guter Freund? — Der Handwerksbursche stutzte, sah ihm verwundert ins Gesicht, und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kommen sollte.

— Ist Er nicht der wandernde Gesell, — fragte der Schulze, — der diesen Nachmittag dort draußen an der Straße das Brett einer Gartenthür festgenagelt hat? —

— Nun ja, der bin ich, — lautete die Antwort.

— Hab' mich also nicht geirrt, — fuhr der Schulze fort, — kommt drum, Nachbar Hané, kommt und bedankt Euch bei dem wackern jungen Mann da, der im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht hat. — Diese letzten Worte galten dem Eigenthümer des Gartens, welcher eben auch sein Schöpplein trank im Wirthshaus. Der Nachbar blickte den Burschen freundlich an, sagte ihm Dank, setzte sich traulich neben die Weiden, und alle Gäste lauschten dem jetzt beginnenden Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderschaft und die Werkstätten, und ringsum erwachte der einmüthige Wunsch, den jungen Gesellen zum Gemeindefchmied zu bekommen, weil Allen der Zug und der Beweis von gemeinnütziger Denkart bestens gefallen.

Hämmerlein durfte selben Tag nicht weiter ziehen, und da er schon am folgenden Morgen seine Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlagen der Hufen erproben konnte, so war nur Eine Stimme für ihn, und es hieß: — Dieser und kein Anderer soll Gemeindefchmied werden! — Der Vertrag und die Bedingungen wurden mit ihm abgeschlossen, und der reisende Geselle ward unvermuthet zum Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er gestern noch auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Da sage nun noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon.“

Zu seiner amtlichen Befoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln und andern Gemüsepflanzen bestellte. Als er den Acker zum ersten Mal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen.

— Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus? — fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — Je

nun, — hieß es, — man kann halt immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen. —

Was that nun der Schmied? — So oft er auf seinen Acker ging, suchte er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andere den Weg verbesserte; aber, ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedes Mal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und es währte keine drei Jahre, so waren sie alle ausgefüllt.

— Seht ihr's, liebe Freunde? — sagte er nun. — Hätte Jeder von euch, der leer die Straße fuhr, unterwegs die Steine zusammengeslesen, auf den Wagen geladen und dann in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährcchen eben geworden. —

Nehmt die Lebenszeit in Acht,
Wirket Gutes! denn die Nacht,
Da man nicht mehr wirken kann,
Kommt und rückt oft schnell heran.

Ein Brief aus dem Lüzelfteiner Kanton.

Dem alternden Voten mach't's immer große Freude, wenn er, während seiner Kreuz- und Querzüge durch's traute Heimathland, sieht und hört, daß man sich freundlich und wohlwollend um seinen Kalender bekümmert, denselben gerne aufnimmt als willkommenen Gast, und oft vom Nagel herunter oder aus dem Eckfästchen herauslangt, um auf's Neue darin zu blättern und zu lesen, oder die kleinen und großen Bilder zu beschauen. Ist er dann, müde von der langen Wanderung zur harten Winterszeit, wieder heimgekehrt in sein stilles, einsames Votensübchen, um frische Kräfte zu sammeln für's nächste Jahr, und neue Geschichten und lustige Stücklein zu schreiben, so mach't's ihm aber auch eben so viel Freude, wenn er, bald von hier, bald von dort, Briefe und Aufsätze zugeschickt bekommt von erfahrenen, oft zwar unbekanntem, Freunden und Gönnern, die seinen bescheidenen und anspruchslosen Kalender benützen möchten, um gute und belehrende Gedanken, reiflich erwogene Meinungen und Ansichten unter das Volk zu bringen, und alte, eingewurzelte Vorurtheile zu bekämpfen. So kam, unter andern, dem Voten ein Brief zu aus dem Lüzelfteiner Kanton, der von einem Sachkundigen geschrieben wurde, zu Nutz und Frommen der lieben, flei-

figen Landleute, die der Vote von jeher in großer Achtung gehalten und deren mühevollen, aber höchst nützlichen Stand, er von Herzen schätzet und ehret.

So, dieß wäre des Voten nicht allzulange Einleitung, und nun folgt der gewiß recht beherzigenswerthe Brief, für dessen Einfendung hiermit öffentlich Dank gesagt wird. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Mein lieber Votenmann,

Du hast schon manchmal Briefe von Landlewohnern in deinen Kalender eingerückt, über die eine oder die andere Frage, welche den Acker- und den Rebbaun näher angeht. Heute möchte ich dir gern aus dem Lüzelfteiner Kanton einige Bemerkungen mittheilen, und bitte dich, denselben freundliche Aufnahme zu gewähren.

Seit einigen Jahren haben die Zeitungen die Elsässer und ihre lieben Nachbarn im Lothringerland vielfach darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es für sie wäre, das Heumachen nicht bis Johanni, oder gar noch später, hinauszuschieben. Wie mir von mehreren Seiten her gesagt wurde, haben sie nicht überall tauben Ohren gepredigt, und immer mehr und mehr sehen die Eigenthümer der Wiesen und Matten ein, daß der ihnen von Sachverständigen gegebene Rath nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern auf festem Grunde ruhet. Bei uns hier im Gebirge will man aber von so frühzeitig vorgenommener Heuet nichts hören, weil man findet, oder vielmehr zu finden vermeint, daß der Ertrag der Matten dadurch weniger ins Gewicht fällt, als wenn man das Gras auf dem Stock dürr werden läßt; auch meint man, dadurch noch den Vortheil zu erlangen, daß der Grassamen aufgeht und so die Wiesen selbst befruchtet.

Was nun den ersten Punkt betrifft, da möchte ich meine lieben, so am alten Schlenbrian haltenden Landleute ganz einfach fragen, ob gutes, nahrhaftes Heu besser oder schlechter sei als das zu spät gemähete, bei welchem die besten Nahrungstoffe zur Reifung des Samens verwendet worden sind, während die dünnen Halme durchaus nicht besser sind als anderes Stroh. Den Berichten erfahrener und sachkundiger Männer nach, verdanken die Schweizer ihr schönes, fettes Vieh, das sie zu so hohen Preisen verkaufen, einzig und allein eben dem Umstande, daß sie das Heu schon heimtschaffen, wenn es in voller Blüthe steht, weil es dann am nahrhaftesten ist, und sollte es auch weniger ins Gewicht fallen, als wenn die Halmen und Stengel so hart ge-

worden, daß sie für das Vieh ungenießbar sind.

Ziemlich allgemein herrscht bei uns noch die Meinung, das herkömmliche Vorurtheil, der Grassamen müsse darum auf den Halmen reif werden, damit dadurch die Wiesen fortwährend erneuert werden. Keiner von Denjenigen aber, welche diese Sache als ausgemacht ansehen, hat jemals in seinen Wiesen nachgeschaut, wo denn Plaz, Luft und Licht sich vorfinden, um dem Samen das Aufgehen zu gestatten, und so lange sie mir den Beweis nicht liefern, daß, unter solchen Umständen, der Samen dennoch gefeimt hat, bleibe ich ein getreuer Anhänger der so einsichtsvollen Gelehrten, die da behaupten ein solches Keimen sei durchaus rein unmöglich.

Seit einigen Jahren berichten uns die Zeitungen, daß in den Ackerbau-Comizien, bei festlicher Gelegenheit, Preise ausgetheilt werden, die der Generalrath des Departements ausgefetzt hat zur Aufmunterung und zur Belohnung der Ackerleute, die ihre Mistgruben derart bauen, daß auch nicht ein Tropfen Fauche verloren geht. Auch von dieser nützlichen Neuerung will man, im Allgemeinen, bei uns hier nichts hören; mit Achselzucken und ungläubigem Kopfschütteln sieht man denjenigen zu, die sich's hundert, oder noch etliche Franken mehr kosten lassen, um solch eine wasserdichte Grube herzustellen, in welcher alles aus den Stallungen fließende Wasser sich ansammeln kann, mit dem man dann, zu rechter Zeit, Fruchtbarkeit verbreitet auf Wiesen und Felder. Wenn man wohlweislich bedächte, welche reichliche Zinsen ein auf diese Weise angelegtes Capital einträgt, so würde man nicht den kräftigsten Theil des Düngers durch den Regen wegschwemmen lassen, um nichts übrig zu behalten als mehr oder weniger kraftloses Stroh.

Ich habe einmal gelesen, daß die stumpfnasigen Chinesen drüben im fernen Asien uns Europäer als Barbaren betrachten; und sind nicht diejenigen Barbaren, echte, wahre Barbaren, was wohl rohe, ungebildete Menschen bedeuten soll, die den besten und kräftigsten Theil ihres Düngers verloren gehen und verdunsten lassen? Da hab ich allen Respekt vor den kahlgeschorenen Chinesen, die, wie Reisende solches erzählen, auch nicht einen Tropfen Dungwasser verloren gehen lassen, weil sie's längst schon spiz gekriegt und erkannt haben, daß diese Flüssigkeit von höchster Wichtigkeit ist zur Verbesserung der Acker und Matten. Wer dieser meiner Behauptung nicht Glauben schenken will, der mag sich aus irgend einer Volksbibliothek, wie deren jetzt allwärts entstehen, — doch bei uns scheint ihre

Zeit noch nicht gekommen zu sein, — eine Reise nach China verschaffen, versteht sich, eine gedruckte, und er wird sich überzeugen können, daß ich den werthen Kalenderlesern keinen Wären anbinden oder Sand in die Augen streuen will, sondern daß Alles reine Wahrheit ist, was ich in meinem Briefe da geschrieben habe.

Und nun, lieber Botenmann, bleibe Gott befohlen! Ich wünsche dir guten Muth zur bevorstehenden Wanderung.

Muth und Härlichkeit der Katze.

In einem schottischen Dorfe, drüben auf der großen, englischen Insel, spielte und schäderte eine Katze mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor der Stallthüre. Da schoß pfeilschnell ein großer Habicht aus der Luft herab und ergriff mit seinen scharfen Klauen eines der munteren Käzchen. Grimmig sprang die Mutter auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges, das der Raubvogel zwar fahren ließ, sich aber gegen die große Katze wendete. Hestig, sehr hestig war der Kampf von beiden Seiten. Durch seinen mächtigen Flügelschlag, durch seinen spizen Schnabel und seine scharfen Klauen, behielt der Habicht während einiger Zeit die Oberhand, zerfleischte gräßlich die Katzenmutter und haetzte ihr ein Auge aus. Allein sie verlor den Muth nicht, hielt ihren Gegner mit den Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Zwar hatte sie nun mehr Gewalt über ihn, doch immer war der Räuber noch sehr stark und der blutige Streit dauerte fort. Die arme Katze, beinahe ganz erschöpft, raffte sich aber, durch eine schnelle Wendung, nochmals auf und brachte den Habicht glücklich unter sich. Siegreich biß sie dem grimmen Wütherich den Kopf ab. Dann lief sie, ohne den Verlust des Auges und die größte Erschöpfung zu beachten, zu ihrem übel zugerichteten Kleinen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die mächtigen Krallen des Raubvogels in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten, und liebkooste es, zufrieden schnurrend und knurrend, als wäre nichts vorgefallen. Die Mutterliebe schenkt Löwenmuth!

Groß und Klein.

Ein hochgewachsener Rekrut wurde, gleich beim ersten Exerciren, von einem sehr kleinen Lieutenant höchst unfaßt unter das Kinn gestoßen, weil er den Kopf immer abwärts senkte

und nicht geradeaus schaute. „Muß ich jetzt, als Soldat, formwährend den Kopf in die Höhe halten?“ fragt der Riese. — „Das versteht sich von selbst, du Löpel!“ lautet die barsche Antwort.

„Nun, dann leben Sie wohl, Herr Lieutenant, denn auf diese Art bekomme ich Sie meiner Lebtag nicht mehr zu sehen!“

Allein auf der öden Insel!

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Jahre 1842 ließ Heinrich Vitman, ein Nordamerikaner aus der Provinz Massachusetts, auf dem Schiffe, der „Pinguin“ genannt, als Matrose sich anwerben. Dieses Schiff oder, wie man's auch nennt, diese Brigg, sollte im stillen Ozean den Wallfischfang bereisen. Vitman hatte früher schon auf Schiffen gedient, die mit dem Seehunds- oder Robbenfang sich beschäftigten, und mehrere Fahrten mitgemacht an die Küsten von Labrador und Grönland. Er wollte nun aber, dieses mühseligen Treibens müde, sein Glück auf andere Weise versuchen, und wurde denn Wallfischfänger.

Der „Pinguin“ hatte fast anderthalb Jahre mit dem Wallfischfange zugebracht, als auf einmal, man wußte nicht warum, die „Spritzer“, wie die Seeleute die Wallfische heißen, plötzlich sämmtlich verschwunden waren. Bisher hatte man ungewöhnliches Glück gehabt und fast alle Gefäße des Schiffes waren bereits mit Del angefüllt; doch seit drei Monaten hatte man nicht einen einzigen Wallfisch mehr harpuniren können.

Um diese Zeit war die Brigg zwar noch im südlichen Ozean, aber doch bereits auf der Heimreise begriffen, da der Kapitän die Absicht hegte, um das Vorgebirg der Guten Hoffnung zurückzufegeln. Indeß kreuzte er noch immer im Süden und Westen von Australien hin und her, hoffend seine Fässer vollends zu füllen, bevor er sich entschließen konnte, den geraden Weg zur Rückkehr einzuschlagen.

Eines Morgens ließ sich der Ruf: Land! vom Mastkorb her vernehmen, und als der Kapitän auf seiner Seekarte nachschaute, fand er, daß die Brigg sich der Nordostseite einer Insel gegenüber befände, welche unter dem eben nicht einladend klingenden Namen „Desolation's Island“ oder öde Insel auf der Karte bezeichnet war. Dieß gab ihm einen neuen Gedanken ein. Er hatte gehört, daß diese öde Insel der Aufenthalt sei von einer ungeheuern Menge von Seehunden, und

er hoffte, daß er vielleicht durch Felle und Del von diesen Thieren ersetzen könnte, was ihm noch an Wallfischen fehlte. Darum beschloß er, einige seiner Leute, denen der Robbenfang nichts Neues war, auf der Insel zurückzulassen, während er selbst noch den Wallfischen nachspüren wollte.

Er berief seine Mannschaft zusammen, theilte ihr den Plan mit und fragte, ob einige bewanderte Robbenfänger bereit wären auf dieser Insel einige Monate zu verleben. Die Hälfte des Gewinnsts sollte ihr Lohn sein.

Vitman und zwei andere junge Männer traten sogleich vor und erbaten sich zu dem Unternehmen. Einer derselben, Namens M. Carty, ein geborener Neufundländer, hatte den größten Theil seines Lebens am Bord eines Seehundfängers zugebracht; der Andere war ein Freund und vieljähriger Gefährte Vitmans. Diese drei abgehärteten und erfahrenen Matrosen eigneten sich völlig zu dem beabsichtigten Unternehmen, und der Kapitän nahm ihr Erbieten mit Freuden an.

Sofort näherte sich das Schiff der einsamen Insel und die drei muthigen Männer landeten in einer kleinen Bucht. Sie fanden das felsige Ufer mit einer zahllosen Menge von Seehunden bedeckt, während die Luft von den ungeheuern Schwärmen der Seevögel, die beständig auf- und niederflogen, im ganzen Sinne des Wortes verfinstert ward.

Der größte Theil der Schiffsmannschaft stieg auch an's Land und erbaute eine rohe Hütte zur Wohnung für ihre drei Kameraden. Auch die nöthigen Vorkehrungen und Werkzeuge zum Auspressen des Fettes und zum Trocknen der Felle wurden eingerichtet und die noch übrigen leeren Fässer ausgeladen, welche zum Aufbewahren des Dels dienen sollten. Dieß Alles war das Werk eines Tages. Den Zurückbleibenden ließ man Flinten und hinlänglichen Schießbedarf, Messer und Beile, Harpunen, Fischhacken und sechsmonatlichen Vorrath an Mehl und Zwieback und gesalzenem Fleisch. Außerdem behielten die drei Matrosen ihr eigenes Gepäck und eines der kleinen Schiffsboote zurück.

Vitman wurde zum Anführer der kleinen Colonie gewählt und die Dreie ließen sich nun, als sie die Einrichtungen alle getroffen hatten und allein waren, das ihnen aufgetragene Geschäft recht angelegen sein. Die Robbenjagd war so ergiebig und die Thiere so fett, daß sie, noch ehe vier Monate vergangen, alle ihre Fässer gefüllt und einige Tausend trockene Felle aufgestapelt hatten. Doch plötzlich wurde diese freudige

Thätigkeit schmerzlich getrübt. Pitmans langjähriger Freund, Robert Daggot mit Namen, stürzte, als er nach Seewögeleiern suchte, von einer Felspitze herab und verlor sein Leben. Erst nach langem Forschen wurde der Leichnam des armen Burschen aufgefunden. Er war mit dem Kopfe auf den steinigten Boden gefallen und hatte sich die Hirnschale zerschmettert. Mit Thränen dem Auge trugen Pitman und M^r Carty den treuen Kameraden in die Nähe der Hütte und gruben ihm dort seine letzte Ruhestatt.

„Nach diesem traurigen Ereigniß,“ erzählte Pitman später, „hatten wir mehrere Tage lang keine Lust zur Arbeit. Ich habe niemals einen Freund verloren, dessen Verlust mir so schmerzhaft wurde wie dieser.“

Fünf Monate waren jetzt vorüber, seit dem Aufenthalt auf der öden Insel, und demnach nabete die Zeit heran, wo das Schiff zurückkehren sollte, und die zwei Matrosen bemüheten sich daher, noch einen möglichst großen Vorrath von Seehundsfellen zu gewinnen. In letzter Zeit hatten sie, weil leere Fässer fehlten, das Del nicht mehr aufbewahren können.

Der sechste Monat war bereits verflossen, aber vom erwarteten „Pinguin“ ließ nichts sich sehen. Sieben, acht, neun und zehn Monate verschwanden, das Schiff jedoch blieb immer aus. Dennoch verzagten diese muthigen Männer nicht, sondern arbeiteten den Rest des Sommers und den stürmischen Winter hindurch rüsig und unverdrossen fort. Ja, selbst nach anderthalb Jahren, gaben sie die Hoffnung, ihr Schiff daherssegeln zu sehen, noch immer nicht auf. Wohl hatten sie, während dieser langen Zeit, mehrmals das obere Takelwerk vorüberziehender Schiffe gesehen, doch keines war nahe genug gekommen, um ihm Zeichen geben zu können.

Die vom „Pinguin“ mitgebrachten Lebensmittel waren längst schon verzehrt, doch Mangel litten sie darum nicht. Pitman hatte vorsichtig auf Mittel gedacht, das Fett und Del der Seehunde, von denen sie immer noch tödteten, aufbewahren zu können, wobei der Zufall ihm glücklich zu Hülfe kam. Als er einst auf dem Strande ein Feuer angezündet, machte er die Entdeckung, daß die Holzasche, wenn sie mit Seewasser befeuchtet und dann an der Sonne getrocknet wird, die Härte des Steins annimmt. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, dergestalt einen guten Mörtel zu gewinnen, und vermittelst diesem einen steinernen Behälter zum Aufbewahren des Dels herzustellen. Nach einigen mißglückten Versuchen gelang's den beiden Matrosen einen langen,

schmalen Trog zu verfertigen, der, inwendig dick mit Mörtel verstrichen, das Robbendel zu fassen vermochte. Dieß gab ihnen wieder neue Lust zur Arbeit, das beste Mittel, ihren Muth aufrecht zu erhalten und das einsame Leben erträglich zu machen.

An Brennstoff fehlte es nicht; am Meeresufer fanden sie viel angeschwemmtes Holz und das lange Moos der Insel, in der Sonne gedörrt, brannte ganz lustig zum Trocknen der Felle. So hatten sie, in wenigen Monaten, nicht bloß ihre steinerne Kufe mit Del gefüllt, sondern auch mehrere neue gebaut, während der Vorrath an Fellen täglich zunahm.

Sogleich nach ihrer Landung, als sie noch zu Drei waren, hatten die verlassenen Inselbewohner eine bestimmte Tagesordnung festgesetzt. Ein Theil des Tages wurde zur Herbeischaffung und Zubereitung der Nahrungsmittel verwendet. Mangel litten sie niemals, denn außer den Fischen und Vögeln, gab's auch Schweinebraten, weil die Insel viele Wildschweine enthielt, die sie mit ihren Flinten erlegten. Wohlthuende Arbeit füllte dann die übrige Zeit aus. Einmal in der Woche war Feiertag, an dem sie das Innere der öden Insel erforschten. Bei einem dieser Ausflüge fanden sie eine genießbare Knollenfrucht, eine Art Kartoffeln, von der die Wildschweine sich nährten und die auch für ihre Mahlzeit eine köstliche Zugabe wurde.

Auf den höchsten Felsen der Insel hatten sie Nothsignale ausgesteckt, doch kein Schiff kam nahe genug um ihrer ansichtig zu werden. Ein Monat um den andern verstrich, und das Verlangen nach Erlösung steigerte sich immer mehr. Nach drei Jahren befanden sich die mitgenommenen Kleider in solch erbärmlichem und abgerissenen Zustande, daß die beiden Einsiedler ihre Zuflucht zu Robbentellen nehmen mußten. „Zum ersten Mal nach dem Tode meines armen Freundes Daggot,“ erzählte Pitman später, „konnten wir wieder so recht aus Herzensgrund lachen, als ich einen vollständigen Anzug von Seehundsfellen, die Haare nach außen gekehrt, geschneidert und mich damit gemußt hatte. Ich sah ganz possierlich darin aus!“

Im fünften Jahre ihres Aufenthalts nahmen Pitman und M^r Carty eine vollständige Durchforschung der Insel vor. Sie traten die Reise zur Sommerzeit an, also da wo wir in Europa Winter haben. Sechs Wochen lang waren sie von ihrer Wohnung abwesend und hatten, ihrer Rechnung nach, ungefähr hundert und sechzig Stunden zurückgelegt. Ueberall bot das ver-

wendig die
zu lassen
die Lust zur
aufrecht zu
röglich zu
Neereluser
und das
e gedert,
Helle. So
t bloß ihre
dem auch
Vorrath an
e noch zu
bewohner
st. Ein
fung und
erwendet.
en Fischen
ten, weil
ie sie mit
zeit füllte
er Woche
der öden
Ausflüge
cht, eine
eine sich
zeit eine
atten sie
dijf kam
n. Ein
as Ver
er mehr.
genom
ad abge
der ihre
„Zum
Freun
konnten
lachen,
ehund
pneidert
h ganz
nahmen
Durch
e Reise
Turaga
nen sie
e, ihrer
sechzig
as ver



Allein auf der öden Insel!

bedete Eiland dasselbe Bild der Unfruchtbarkeit und der Wildniß dar, doch fanden sie, daß der nördliche Theil, an dem sie gelandet, noch der beste sei, obgleich sich an der südlichen und östlichen Küste bessere Landungsplätze vorfanden. Im Süden streckte sich eine lange, schmale, felsige Erdzunge hinaus in das Meer, und die beiden Wanderer ersauerten nicht wenig, hier eine Hütte und Vorkehrungen zum Trocknen der Felle zu finden, den ihrigen ganz gleich, welche, verschiedenen Anzeichen nach, erst wenige Tage vor ihrer Ankunft waren verlassen worden. An den Felsen hingen noch frische Seehundshäute, und in der Hütte fanden sie verschiedene Kleidungsstücke, Bettzeug und allerlei Geräthe. Alles dieß war für ihre missliche Lage von hohem Werth. Auch rief diese Entdeckung auf's Neue wieder die Hoffnung wach, daß ihre Niederlassung, früher oder später, die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Walfischfängers erregen und so die Befreiung aus dem einsamen Felsengefängnisse herbeiführen werde. Nachdem sie in der Hütte ihre Namen, den Tag ihres Besuchs und den Ort, wo sie zu finden, auf den rothen Tisch geschrieben, traten sie wieder die Rückreise nach ihrem Wohnort an.

Zwei Jahre später wurde M. Carty krank und starb. Jetzt erst fühlte Pitman so recht das Traurige seiner Lage. Durch die Gesellschaft seines Unglücksgefährten war ihm das vereinsamte Leben erträglich gewesen, und die tägliche Arbeit zu Joreien hatte die traurigen Gedanken zerstreut. Nun aber versiel er in ein dumpfes Hinbrüten, und war fest überzeugt, auch er werde hier seinen Tod finden. Allen Rath hatte das Leben für ihn verloren, und es fehlte wenig, so wäre er eine Beute der Verzweiflung geworden. Erst als er eines Tags von der Felsenspitze die weißen Segel zweier Schiffe erblickte, kehrte sein Muth wieder zurück, denn obgleich diese Fahrzeuge nicht näher kamen, gaben sie doch der Hoffnung in ihm Raum, daß irgend ein anderes vorübergehendes Schiff wohl einmal die aufgesackten Nothzeichen erblicken werde.

Gekümmert, mit neuem Muth, kehrte Pitman in seine Hütte zurück, suchte die trüblichen Gedanken zu verbannen und machte sich wieder frisch an seine frühere Arbeit. Obendrein ermunterte ihn der Gedanke, die aufgespeicherten und getrockneten Vorräthe an Fellen und Del könnten doch einmal, mit Gottes Hülfe, dazu dienen, ihm ein unabhängiges Leben zu bereiten, also daß er nicht mehr nöthig hätte Matrosendienst zu nehmen. Er arbeitete darum fleißig und

unverdroffen fort, und Behälter an Behälter füllten sich mit Del, während seine Hütte von hohen Stößen Fellen ganz umschant wurde. Zweimal in jedem Jahre machte er auf der Insel die Runde, um zu sehen, ob keine Seehundsfänger gelandet, aber jedesmal, leider, umsonst!

Seit dem Tod seines letzten Gefährten waren drei Monate vorüber. Die graufige Einsamkeit veranlagte den armen Pitman, unter den ihm umgebenden lebenden Geschöpfen sich Gesellschaft zu suchen, und bald war seine Hütte mit gezähmten Vögeln angefüllt. In kurzer Zeit besaß er einen Flug zahmer Albatros und anderer Seevögel, die auf seinen Ruf herbeiflogen und ohne Scheu aus seiner Hand fraßen. Doch seine Lieblinge waren die weiblichen Seehunde, welche, so lange sie noch jung, mit wenig Mühe so zahm, sanft und anhänglich wurden, wie's nur immer ein Haushund gegen seinen Herrn sein kann. Diese Thiere begleiteten ihn überall am Strande hin, und waren so klug, daß sie nicht nur auf seinen Ruf alsogleich heranzuschleichen, und ihr Vergnügen durch ein laßes Würfeln kund geben, sondern sich auch dazu abrichten ließen, Fische für ihn zu fangen und zu seinen Füßen niederzuliegen. Am meisten aber zeigte sich ihre Klugheit und Gelobigkeit dadurch, daß sie bald die ihnen gegebenen Namen unterscheiden lernten, was dieselben auf Eine Stufe mit unsern Hausthieren stellt. Einmal hatte Pitman sieben dieser Robben unter seiner Obhut, die sämmtlich auf ihrem Namen hörten. Spielten und belustigten sich diese harmlosen Thiere am Ufer in den Wellen, und er rief eines bei seinem Namen, so streckte es alsobald den Kopf empor, und wurde dann der Ruf wiederholt, so versäunte es nicht denselben Folge zu leisten.

Auf diese Weise gingen die Jahre dahin. Der neue Robinson hatte niemals die Hoffnung eines endlichen, glücklichen Besuchs aufgegeben. Seiner Rechnung nach, — einen Kalender über sechs Soas konnte er halt nicht alljährlich kaufen, — waren elf Jahre und zehn Monate seit seiner Landung auf der öden Insel verlaufen, als eines Morgens, an dem er wegen leichten Anwohlfleins sein Lager noch nicht verlassen hatte, der nahe Schall eines Kanonenschusses an sein Ohr schlug. Hastig sprang er auf, rannte mit klopfendem Herzen auf die nächste, hohe Klippe und spähere hinaus in das Meer. Gott sei Lob und Dank! Dort, o gesegneter, erfreulicher Anblick, dort, keine halbe Meile vom Strand, lag mit gereiften, oder eingezogenen,

Segeln, ein großes Schiff, und eben flog ein starkbemantenes Boot ab und feuerte der Insel zu.

Dieses längst schon so sehnlich erwartete, rettende Schiff war ein Londoner Walfischfänger, der nach mehrmonatlichem, fruchtlosem Kreuzen nach den Rissen des Meeres, auf der öden Insel anlegen wollte, um dasselbst Robben statt Walfische zu fangen. Als der Kapitän Pimand aufgesackte Nothzeichen wahrgenommen, ließ er gleich eine Kanone abfeuern, und kaum war eine halbe Stunde vorüber, eine wichtige aber höchst frohe halbe Stunde, so befand sich der einsam Verbannte wieder inmitten theilnehmender Mensch an!

Das dem jetzt mit Gottes Hülfe befreiten Pitman angehörige Del und die Felle der Seehunde, waren mehr als hinlänglich um das Schiff zu füllen, und obwohl er den Gewinn davon mit seinen Befreier theilte, so blieb ihm doch eine namhafte Summe Gold übrig, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich am nordamerikanischen Westküste eine große, sehr einträgliche Farm, oder Pachtbof, zu kaufen, wofür er heute noch froh und zufrieden lebt mit Weib und Kind, voll Dankbarkeit gegen den lieben Gott, der ihn so wunderbar behütet und demahret während langer und trauriger Zeit!

Wer doch Alles wüßte!

Clemenz Bury, ein junger Mensch, ein Burgunder, bei Joigny, im Yonne-Departement, zu Haus, hatte sich nach Paris begeben, um eine Anstellung als Handlungsdiener zu suchen. Da er keine großen Ansprüche machte, so kam er bald in einem Kaufmanns-aden unter, und verwaltete sein Amt schlicht und recht, zur Zufriedenheit seines Herrn. Die Eltern des jungen Clemenz waren unbedeutende Banerleute, die ihrem Sohne gern ein besseres Loos bereitet hätten, daher sie ihn bei einem Krämer des Städtchens Joigny in die Lehre gelhan hatten, bei welchem er so weit herangebildet wurde, daß er, wie schon gesagt, in Paris ein Unterkommen finden konnte. Von Seiten seiner Eltern hatte Clemenz also keine glänzende Erbschaft zu hoffen, und mußte, wenn er später einmal ein Geschäft für sich anfangen wollte, sich ein kleines Capitalchen zu ersparen suchen, wozu er auch in Paris gewissenhaft den Grund legte, obgleich das zurückgelagte Geld nur sehr spärlich sich anhäuete. Doch verlor er den Muth nicht, und näherte auch ganz still die Hoffnung, daß, wenn früher oder später einer der Brüder seiner Mutter, ein reicher

kinderloser Witwer, der in der Umgegend von Lyon eine große Landwirthschaft betrieb, mit Tod abgehen sollte, ihm auch ein kleines Erbtheil zufallen könnte, trotz der zahlreichen Verwandtschaft.

Clemenz hatte diesen reichen Oheim niemals gesehen, und kannte ihn bloß vom Hörensagen. Besonders hatte er oft von seiner Mutter erzählten hören, daß dieser ihr Bruder ein gewaltiger Sonderling sei. Dennoch wagte er es, als angegebender Klager und berechnender Kaufmann, zweimal an den unbekanntem Oheim zu schreiben, um sich seiner Gunst und seinem Andenken zu empfehlen, damit er bei der künftigen Erbschaft nicht vergessen werde. Dem Oheim mußten diese Briefe gut gefallen haben, obgleich er nicht seinem Neffen selbst antwortete, der mit großer Schosucht auf einen Brief wartete. Dafür aber schrieb er ganz im Vertrauen an den Kaufmann, bei welchem Clemenz angestellt war, und bat ihn, ihm die genaueste Auskunft zu geben über das Betragen und den Lebenswandel des jungen Mannes, diesem jedoch kein Wortliches Wortlein davon zu sagen; er habe Gutes mit ihm vor, setzte er hinzu, wenn die Berichte günstig ausfallen.

Der Kaufherr war dem fleißigen und sparsamen Clemenz gewogen, ertheilte ihm das beste Zeugniß und sagte ihm aber nicht das Gerinste von dem Allem, so daß der junge Mann, als er einen Tag um den andern, eine Woche um die andere verschwinden sah, ohne von seinem reichen Oheim eine Antwort zu erhalten, alle Hoffnung verlor auf sein künftiges Erbtheil.

Allein es sollte anders kommen. An einem schönen Morgen erhält er einen Brief mit dem Lyoner Postzeichen, worin ihm ein Geschäftsmann dieser Stadt meldet, daß sein reicher Oheim das Zeitliche gesegnet und ihn zum einzigen Erben eingesetzt habe; das Vermögen beläufe sich auf 25 bis 30 Tausend Franken Renten; er solle sich sogleich auf den Weg nach Lyon machen; am dortigen Eisenbahnhof werde der Verstorbenen alter und toter Diener Martin, an dem und dem Tage, um die und die Stunde, mit einem Wagen ihn erwarten, um ihn auf das Landgut zu bringen, das ihm nun zu rigen angehöre.

Nach Durchsicht dieses Briefes stand Clemenz da, wie aus den Wolken gefallen! Er wußte nicht, ob er wache oder träume! Er konnte kaum seinen Augen trauen, und rückte, vor lauter Freude zitternd, seinem Prinzipal das inhaltvolle, schwarzverfiegelte Schreiben hin.

Anfangs lächerlich, aber eine Nachricht, die er nicht gestanden und Clemenz gehörem Glücklicher Mann.

Dieser Gedanke noch so bescheidener völlig dem einen eitel und schließlich viel von ihm zugeflickt vornehm, und ein stotter

Clemenz faßte Lyoner Eisenbühnartig, der ihn ersten Landgut abholen sollte, bald, und Nie als der glücklicher seinlich geshändem dem

Um Was Preis mit ein sch vielleicht Bury zu fort

Der Bist solz und troc der Martin, Diener?

Unterth war die Antw — Es dün lange warten herrlichen Los sang gewesen werden.

Der Alte n der einen tiefe jungen Gebiet Kusche, vor Haschen und schieren plum

Wollen Herr? sagte die Ehre hal fahren.

Ja das Witterm Hohe ein für einen

ödete Eiland dasselbe Bild der Unfruchtbarkeit und der Wildniß dar, doch fanden sie, daß der nördliche Theil, an dem sie gelandet, noch der beste sei, ob schon sich an der südlichen und östlichen Küste bessere Landungsplätze vorfanden. Im Süden streckte sich eine lange, schmale, felsige Erdzunge hinaus in das Meer, und die beiden Wanderer erklaunten nicht wenig, hier eine Hütte und Vorkehrungen zum Trocknen der Felle zu finden, den ihrigen ganz gleich, welche, verschiedenen Anzeichen nach, erst wenige Tage vor ihrer Ankunft waren verlassen worden. An den Felsen hingen noch frische Seehundshäute, und in der Hütte fanden sie verschiedene Kleidungsstücke, Bettzeug und allerlei Geräthe. Alles dieß war für ihre mißliche Lage von hohem Werth. Auch rief diese Entdeckung aufs Neue wieder die Hoffnung wach, daß ihre Niederlassung, früher oder später, die Aufmerksamkeit eines vorübersegelnden Wallfischfängers erregen und so die Befreiung aus dem einsamen Felsengefängnisse herbeiführen werde. Nachdem sie in der Hütte ihre Namen, den Tag ihres Besuchs und den Ort, wo sie zu finden, auf den rohen Tisch geschrieben, traten sie wieder die Rückreise nach ihrem Wohnsitz an. —

Zwei Jahre später wurde M. Carty krank und starb. Jetzt erst fühlte Vitman so recht das Traurige seiner Lage. Durch die Gesellschaft seines Unglücksgefährten war ihm das vereinsamte Leben erträglich gewesen, und die tägliche Arbeit zu Zweien hatte die traurigen Gedanken zerstreut. Nun aber versiel er in ein dumpfes Hinbrüten, und war fest überzeugt, auch er werde hier seinen Tod finden. Allen Werth hatte das Leben für ihn verloren, und es fehlte wenig, so wäre er eine Beute der Verzweiflung geworden. Erst als er eines Tags von der Felsenspitze die weißen Segel zweier Schiffe erblickte, kehrte sein Muth wieder zurück, denn obgleich diese Fahrzeuge nicht näher kamen, gaben sie doch der Hoffnung in ihm Raum, daß irgend ein anderes vorübersegelndes Schiff wohl einmal die aufgesteckten Nothzeichen erblicken werde.

Gekräfft, mit neuem Muth, kehrte Vitman in seine Hütte zurück, suchte die trübseligen Gedanken zu verbannen und machte sich wieder frisch an seine frühere Arbeit. Obendrein ermunterte ihn der Gedanke, die aufgeschickerten und gefasteten Vorräthe an Fellen und Del könnten doch einmal, mit Gottes Hilfe, dazu dienen, ihm ein unabhängiges Leben zu bereiten, also daß er nicht mehr nöthig hätte Matrosendienst zu nehmen. Er arbeitete darum fleißig und

unverdrossen fort, und Behälter an Behälter füllten sich mit Del, während seine Hütte von hohen Stößen Fellen ganz umschant wurde. Zweimal in jedem Jahre machte er auf der Insel die Runde, um zu sehen, ob keine Seehundsfänger gelandet, aber jedesmal, leider, umsonst!

Seit dem Tod seines letzten Gefährten waren drei Monate vorüber. Die grausige Einsamkeit veranlaßte den armen Vitman, unter den ihn umgebenden lebenden Geschöpfen sich Gesellschafter zu suchen, und bald war seine Hütte mit gezähmten Vögeln angefüllt. In kurzer Zeit besaß er einen Flug zahmer Albatros und anderer Seervögel, die auf seinen Ruf herbeiflogen und ohne Scheu aus seiner Hand fraßen. Doch seine Lieblinge waren die weiblichen Seehunde, welche, so lange sie noch jung, mit wenig Mühe so zahm, sanft und anhänglich wurden, wie's nur immer ein Haushund gegen seinen Herrn sein kann. Diese Thiere begleiteten ihn überall am Strande hin, und waren so klug, daß sie nicht nur auf seinen Ruf alsogleich heranzuschelten, und ihr Vergnügen durch ein leises Winseln kund gaben, sondern sich auch dazu abrichten ließen, Fische für ihn zu fangen und zu seinen Füßen niederzulegen. Am meisten aber zeigte sich ihre Klugheit und Gelehrigkeit dadurch, daß sie bald die ihnen gegebenen Namen unterscheiden lernten, was dieselben auf Eine Stufe mit unseren Haushieren stellt. Einmal hatte Vitman sieben dieser Robben unter seiner Obhut, die sämmtlich auf ihren Namen hörten. Spielten und belustigten sich diese harmlosen Thiere am Ufer in den Wellen, und er rief eines bei seinem Namen, so streckte es alsobald den Kopf empor, und wurde dann der Ruf wiederholt, so versäumte es nicht demselben Folge zu leisten.

Auf diese Weise gingen die Jahre dahin. Der neue Robinson hatte niemals die Hoffnung einer endlichen, glücklichen Befreiung aufgegeben. Seiner Rechnung nach, — einen Kalender für sechs Sous konnte er halt nicht alljährlich kaufen, — waren elf Jahre und zehn Monate seit seiner Landung auf der öden Insel verlossen, als eines Morgens, an dem er wegen leichten Unwohlseins sein Lager noch nicht verlassen hatte, der nahe Schall eines Kanonenschusses an sein Ohr schlug. Hastig sprang er auf, rannte mit klopfendem Herzen auf die nächste, hohe Klippe und spähere hinaus in das Meer. Gott sei Lob und Dank! Dort, o gesegneter, erfreulicher Anblick, dort, keine halbe Meile vom Strand, lag mit gereiften, oder eingezogenen,

Segeln, ein großes Schiff, und eben stieß ein starkbemanntes Boot ab und steuerte der Insel zu.

Dieses längst schon so sehlich erwartete, rettende Schiff war ein Londoner Wallfischfänger, der nach mehrmonatlichem fruchtlosem Kreuzen nach den Riesen des Meers, auf der öden Insel anlegen wollte, um daselbst Robben statt Wallfische zu fangen. Als der Kapitän Pitmans aufgesteckte Nothzeichen wahrgenommen, ließ er gleich eine Kanone abfeuern, und kaum war eine halbe Stunde vorüber, eine wichtige aber höchst frohe halbe Stunde, so befand sich der einsam Verbannte wieder inmitten theilnehmender Menschen!

Daß dem jetzt mit Gottes Hülfe befreiten Pitman angehörige Del und die Felle der Seehunde, waren mehr als hinlänglich um das Schiff zu füllen, und obwohl er den Gewinn davon mit seinen Befreiern theilte, so blieb ihm doch eine namhafte Summe Geld übrig, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich am nordamerikanischen Michiganse eine große, sehr einträgliche Farm, oder Pachthof, zu kaufen, wofür selbst er heute noch froh und zufrieden lebt mit Weib und Kind, voll Dankbarkeit gegen den lieben Gott, der ihn so wunderbar behütet und bewahrt während langer und trauriger Zeit!

Wer doch Alles wüßte!

Clemenz Bury, ein junger Mensch, ein Burgunder, bei Joigny, im Yonne-Departement, zu Haus, hatte sich nach Paris begeben, um eine Anstellung als Handlungsdiener zu suchen. Da er keine großen Ansprüche machte, so kam er bald in einem Kaufmannsladen unter, und verwaltete sein Amt schlecht und recht, zur Zufriedenheit seines Herrn. Die Eltern des jungen Clemenz waren unbemittelte Bauersleute, die ihrem Sohne gern ein besseres Loos bereitet hätten, daher sie ihn bei einem Krämer des Städtchens Joigny in die Lehre gethan hatten, bei welchem er so weit herangebildet wurde, daß er, wie schon gesagt, in Paris ein Unterkommen finden konnte. Von Seiten seiner Eltern hatte Clemenz also keine glänzende Erbschaft zu hoffen, und mußte, wenn er später einmal ein Geschäft für sich anfangen wollte, sich ein kleines Capitalchen zu ersparen suchen, wozu er auch in Paris gemüßig den Grund legte, obgleich das zurückgelagte Geld nur sehr spärlich sich anhäuften. Doch verlor er den Muth nicht, und nährte auch ganz still die Hoffnung, daß, wenn früher oder später einer der Brüder seiner Mutter, ein reicher

kinderloser Witwer, der in der Umgegend von Lyon eine große Landwirthschaft betrieb, mit Tod abgehen sollte, ihm auch ein kleines Erbtheil zufallen könnte, trotz der zahlreichen Verwandtschaft.

Clemenz hatte diesen reichen Oheim niemals gesehen, und kannte ihn bloß vom Hörensagen. Besonders hatte er oft von seiner Mutter erzählen hören, daß dieser ihr Bruder ein gewaltiger Sonderling sei. Dennoch wagte er es, als angehender kluger und berechnender Kaufmann, zweimal an den unbekanntten Oheim zu schreiben, um sich seiner Günst und seinem Andenken zu empfehlen, damit er bei der einstigen Erbschaft nicht vergessen werde. Dem Dank mußten diese Briefe gut gefallen haben, obgleich er nicht seinem Neffen selbst antwortete, der mit großer Sehnsucht auf einen Brief wartete. Dafür aber schrieb er ganz im Vertrauen an den Kaufherrn, bei welchem Clemenz angestellt war, und bat ihn, ihm die genaueste Auskunft zu geben über das Betragen und den Lebenswandel des jungen Mannes, diesem jedoch kein sterbliches Wortlein davon zu sagen; er habe Gutes mit ihm vor, setzte er hinzu, wenn die Berichte günstig ausfalle.

Der Kaufherr war dem fleißigen und sparsamen Clemenz gewogen, ertheilte ihm das beste Zeugniß und sagte ihm aber nicht das Geringste von dem Allem, so daß der junge Mann, als er einen Tag um den andern, eine Woche um die andere verschwinden sah, ohne von seinem reichen Oheim eine Antwort zu erhalten, alle Hoffnung verlor auf sein künftiges Erbtheil.

Allein es sollte anders kommen. An einem schönen Morgen erhält er einen Brief mit dem Lyoner Postzeichen, worin ihm ein Geschäftsmann dieser Stadt meldet, daß sein reicher Oheim das Zeitliche gesegnet und ihn zum einzigen Erben eingesetzt habe; das Vermögen belaufe sich auf 15 bis 20 Tausend Franken Renten; er solle sich sogleich auf den Weg nach Lyon machen; am dortigen Eisenbahnhof werde des Verstorbenen alter und treuer Diener Martin, an dem und dem Tage, um die und die Stunde, mit einem Wagen ihn erwarten, um ihn auf das Landgut zu bringen, das ihm nun zu eigen angehöre.

Nach Durchlesung dieses Briefes stand Clemenz da, wie aus den Wolken gefallen! Er wußte nicht, ob er wache oder träume! Er konnte kaum seinen Augen trauen, und reichte, vor lauter Freude zitternd, seinem Prinzipal das inhaltsvolle, schwarzversiegelte Schreiben hin.

Anfangs lächelte der Kaufherr geheimnißvoll, gestand aber endlich dem reichen Erben, daß ihm diese Nachricht bei Weitem nicht so unverhofft komme, da er mit dem Dheim in geheimem Briefwechsel gestanden. Nun war das Räthsel gelöst, und Clemenz konnte nicht mehr an seinem ungeheuern Glück zweifeln; er war nun ein steinreicher Mann.

Dieser Gedanke verwirrte dem kurz vorher noch so bescheidenen und anspruchelosen Handelsdiener völlig den Kopf, und verwandelte ihn zu einem eiteln und aufgeblasenen Stutzer, der sich schrecklich viel auf sein unverhofftes Glück und den ihm zugefallenen Reichthum einbildete, und sich vornahm, nun den großen Herrn zu spielen und ein flottcs Leben zu führen.

Clemenz fand sich zur bestimmten Zeit am Lyoner Eisenbahnhof ein, des alten Dieners gewärtig, der ihn nach Schleußenbach, dem geerbten Landgute seines verstorbenen Dheim's, abholen sollte. Die Reisenden zerstreuten sich bald, und Niemand war mehr im Aussteigesaal als der glückliche Nefte und ein alter, einfach aber reinlich gekleideter Mann, der Clemenz mit forschendem Blicke musterte.

— Um Vergebung, mein Herr, fragte der Greis mit einem ehrerbietigen Bückling, hab' ich vielleicht das Glück mit Herrn Clemenz Wury zu sprechen?

— Der bin ich! antwortete Clemenz ziemlich stolz und trocken, und Ihr seid wahrscheinlich der Martin, meines verstorbenen Dheim's alter Diener?

— Unterthänigst aufzuwarten, mein Herr, war die Antwort.

— Es dünkte mir fast, als wölkten Ihr mich lange warten lassen, fuhr Clemenz im nämlichen herrischen Tone fort; es wär' ein schlechter Anfang gewesen, um Euch meine Gunst zu erwerben.

Der Alte muckste nicht, sondern machte wieder einen tiefen Bückling und führte dann seinen jungen Gebieter an die draußen bereitstehende Kutsche, von sehr einfachem und bescheidenem Aussehen und mit einem auf dieselbe Weise geschürzten plumpen Gaulc bespannt.

— Wollen Sie gefälligst einsteigen, mein Herr? sagte der alte Martin; ich werde dann die Ehre haben Sie nach Schleußenbach zu fahren.

— Ist das meine Kutsche! rief Clemenz in bitterm Hohne; schönes Zeug das! kann gut sein für einen armen Schlucker! werde mir bald

was Besseres und Eleganteres anschaffen! was würden sonst die Leute denken!

Mit spöttischem Achselzucken stieg er ein; Martin setzte sich neben ihn, nahm Zügel und Peitsche zur Hand und fort rollte das alterthümliche, schwere Gefährt.

In zwei Stunden war das bedeutende Landgut erreicht, und als die Kutsche in den geräumigen Hof hineingerasselt kam, eilten von allen Seiten die Knechte und Mägde herbei, den neuen, jungen Gebieter ehrerbietigst willkommen zu heißen, der stolz und steif mitten durch sie hin schritt, und, von Martin begleitet, in das Herrschaftsgebäude sich begab.

— Dieses hier war das Schlafzimmer Ihres lieben Dheim's, berichtete Martin, indem er voll Behmuth seinen Hut abnahm; kaum zehn Tage sind's, daß er in jenem Bette dort ruhig und selig entschlafen ist. Ach, er war ein guter, wackerer Herr!

Statt daß Clemenz tiefe Rührung hätte fühlen sollen im Sterbezimmer seines Wohlthäters, warf er einen verächtlichen Blick auf das altfränkische Geräthe und sagte spöttisch: — Warmstichiges Zeug das Alles, und spricht nicht zu Gunsten des guten Geschmacks Eures alten Herrn! Soll bald anders hier aussehen, wenn ich mich zum Bewohnen dieser Einöde entschließen kann; doch das sieht noch in weitem Felde! In Paris da sind wir an ein anderes Leben gewöhnt!

— Sie werden doch das Landgut Ihres seligen Dheim's nicht gar verkaufen wollen, an dem er mit Leib und Seele hing? jammerte der alte Martin; was sollte denn aus uns allen, Knechten und Mägden, werden? Wir haben immer darauf gerechnet, hier unser stilles Leben beschließen zu können. So unbarmherzig werden Sie doch nicht sein, lieber, junger Herr!

— Ich verbitte mir jegliche Bemerkung und unnützes Gejammer und Klagen ein für allemal! herrschte Clemenz dem alten Manne zu; laßt mir lieber eine Mahlzeit auftragen, und wenn ich werde gegessen haben, dann führt Ihr mich zum Notar, damit die Erbschaftsgeschichte in Ordnung gebracht werde. Verstanden?

Ernst und schweigend entfernte sich Martin und befahl, seinem jungen, strengen und hochfahenden Gebieter das Essen aufzutragen, an welchem dieser wieder gar viel zu tadeln und auszusetzen wußte, besonders wollte ihm der bescheidene Landwein nicht munden, obgleich Martin versicherte, es sei des Dheim's Lieblingstrank gewesen.

Nach dem Essen sollte es also zum Notar gehen. Martin ließ wieder den schweren Gaul vor die plumpe Kutsche spannen, und fort rollten sie mit einander, Herr und Diener.

Wohl mehr denn eine Stunde lang waren sie gefahren, ohne viel Worte miteinander zu verlieren, als Clemenz plötzlich aufmerksam um sich schaute und erstaunt ausrief: — Ei, zum Henker, es kommt mir vor, als hätten wir diesen Morgen den nämlichen Weg schon gemacht? Richtig, dort unten seh' ich ja den Bahnhof wieder, woselbst ich abgeholt worden. Müssen wir denn die Eisenbahn nehmen, um zum Notar zu gelangen?

— Du allein wirst sie brauchen, Herr Neffe! sagte mit ernstem und strengem Tone der vermeintliche Diener Martin, indem er stolz das greise Haupt emporhob und Clemenz scharf und durchdringend anblickte. Du allein bedarfst der Eisenbahn, um wieder hinter deinen Ladentisch in Paris zurückzukehren. Ich selbst bin dein Oheim, und, wie du siehst, noch nicht gestorben und begraben. Es hat jetzt gar keine Eile damit. Da dein Pariser Herr mir so viel Ruhmens von deiner guten Aufführung und deiner geregelten Sparsamkeit gemacht hatte, so wollte ich dich zu meinem alleinigen Erben einsetzen, zuerst aber eine Probe mit dir vornehmen und sehen ob du dieser großen Günst würdig wärest. Durch dein dummschulzes und hochfahrendes Betragen seit diesem Morgen, hast du dich des altfränkischen Landguts und der ganzen Erbschaft verlustig gemacht, und dadurch einen gewaltigen Wock geschossen. Wünsche gute Besserung. Laß dir diese Lektion zur Warnung dienen, und handle klüger in Zukunft.

Der listige Oheim führte seinen verblüfften, wie vom Blitze getroffenen Neffen noch bis an den Bahnhof, und überreichte dem Gedemüthigten zum Abschied hundert Franken, zur Bestreitung der so ganz und gar vergeblichen Reisekosten.

Wie der Clemenz verzweifeln sich hinter den Ohren kratzte, mag sich der geneigte Leser schließlich denken. Wer doch Alles wüßte!

Mönch und Räuber.

Die Abruzzen sind ein Gebirge im schönen, blühenden Land Italien, und als Aufenthalt und Schlafswinkel lecker und muthiger Räuber von lange her bekannt, also daß es Manchem, wenn er diesen Namen nennen hört, kalt durch alle Glieder rieselt und die Gänsehaut austreibt. Die-

ses Gebirge ist eine Verzweigung der Apenninberge auf ehemals neapolitanischem Gebiete; seine schroffen, hin und wieder beschneiten Felskegel, starren zu einer Höhe von neuntausend Fuß empor und eignen sich vortreflich, durch ihre Schluchten und Verklüftungen, zu festen und sichern Raubhöhlen, in welche die Banditen zurückkehren, wenn sie das friedliche Land geplündert und gebrandschatzt haben. Gendarmen und Soldaten sind fortwährend auf den Weinen, um diese Räuberbanden im Zaume zu halten; oft finden blutige Treffen statt, und die Eingefangenen fallen der Strenge des Gefekes anheim, das gewöhnlich den Tod über sie ausspricht.

Dieses Loos hatte vor mehreren Jahren der unerschrockene, löwenkräftige Räuber Pietro. Zehnmal schon war's ihm gelungen den verfolgenden Gendarmen, oder Schirren wie man sie dort zu Lande nennt, zu entgehen, denn er war überaus tapfer und verwegen, allein das erste Mal unterlag er der Ueberzahl und mußte sich gefangen geben. Da er auf frischer That ergriffen worden, konnte er kein gnädiges, milderndes Urtheil erwarten; er sollte den Tod erleiden durch Henkershand.

Bevor man den armen Sünder zum Richtplatze führte, wurde er mit dem frommen und gutmüthigen Pater Anselmo, der ihn zu seinem letzten Lebensgang christlich vorbereiten sollte, in eine kleine Kapelle eingeschlossen. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Veredamkeit, suchte der Klosterbruder den stillen, traurig in sich gekehrten Gefangenen zur Erkenntniß und Verabscheuung seiner Verbrechen und zu aufrichtiger Reue zu bringen, mußte jedoch bald wahrnehmen, daß Pietro seinen eindringlichen Worten wenig Gehör schenkte, sondern achtlos, in trübem Sinne, aufwärts starrte an die Wölbung der Kapelle.

— Aber um Gotteswillen, lieber Freund, ermahnte der Mönch, bedenket doch, daß Ihr in kurzer Zeit vor Euerm höchsten Richter steht! Höret doch, ich bitte Euch, auf meine gutgemeinten Worte und starret nicht immer so zerstreut umher!

— Ehrwürdiger Vater, vergebet mir! hat der Räuber; aber sehet, ich kann jetzt nur das Eine denken und ernstlich beherzigen, daß es nämlich in Eurer Macht steht, mir das Leben zu retten!

— Wie sollte mir das möglich sein! verwunderte sich der Pater; und zudem, stände es auch in meiner Macht, so würde ich's für Sünde und Verbrechen halten. Euch den Weg in Euer altes Frevelleben zurückzubahnen, daß Ihr wieder hin-

ginget und Raub und Mord verübet! Nimmermehr!

— Wenn dieß allein Eure Sorgen und Befürchtungen sind, lieber, guter Vater, entgegnete der Bandit, so traute und baut getrost auf mein Wort, wenn ich Euch sage, daß es mir vor dem alten Räuberleben mehr graut und schaudert, als vor dem Tode am Galgen selbst. Bei Allem, was uns heilig ist, schwöre und gelobe ich Euch, daß ich hinfort einen rechtschaffenen Wandel führen würde, und ernstlich trachten, mich und die Meinen von meiner Hände Arbeit zu ernähren. Ich schwöre dieß, so wahr Gott mir gnädig sein wolle!

Der gutherzige Vater Anselmo wurde nachdenklich; Pietros Bitten rührten sein menschenfreundliches Herz, was dieser wohl merkte und daher noch ernstlicher und dringender um Beistand und Hülfe bat, also daß der Mönch wankend wurde und am Ende fragte: Aber, lieber Freund, wenn ich's nun vor Gott verantworten und Euch die Hand bieten wollte zu einem ehrlichen und glücklichen Leben, wie in aller Welt wäre mir solches denn möglich? Die Thür ist ja verschlossen, und draußen sieht die Wache!

Die kleine Kapelle enthielt, außer einigen Bildern, nichts als einen hölzernen Altar, der beweglich war, und einen Stuhl. Sie erhielt das Tageslicht durch ein kleines Fenster, das ungefähr fünfzehn Fuß von der Erde, der gewölbten Decke zunächst, angebracht war.

— Seht Ihr, lieber, guter Vater, meinte der Bandit, Ihr dürft nur den Stuhl hier auf den Altar stellen, den wir leicht an die Mauer rücken können; Ihr steigt dann auf den Stuhl, ich auf Eure Schultern, und auf diese Weise kann ich leicht das Fenster erreichen. Bin ich nur einmal im Freien, dann will ich schon dafür sorgen, daß die Schirren mich nicht mehr erwischen. Ich kenne hier alle Wege und Stege! Um Gotteswillen, verhelst mir zu meiner Rettung! Ein braves, trauriges Weib und liebe Kinder beten und stehen für mich daheim!

Vater Anselmo konnte nicht länger mehr widerstehen und willfahrte Pietros dringenden Bitten. Alles gelang nach Wunsch; der Gesangene schwang sich behend und glücklich zum rettenden Fenster hinaus, der barmherzige Weichtvater stieg von seinem Stuhl herunter, nahm ihn vom Altar und rückte diesen wieder an seine gehörige Stelle. Hierauf setzte er sich ruhig und getrost nieder und harrte, ohne Gewissensbisse, der Dinge die da kommen sollten.

Nach einiger Zeit klopfte der draußen ungeduldig wartende Scharfrichter an die verschlossene Thüre und fragte nach der Ursache des allzulangen Verzugs.

— Der Bursche muß ein Engel gewesen sein! rief Vater Anselmo; er hat sich stracks auf und davon geschwungen durch's Fenster!

Solches kam dem Henker kurios vor und er ließ die Kapelle ausschließen. Da saß der gute Mönch heiter lächelnd in seinem Stuhle, deutete nach dem Fenster und sagte ganz gefaßt, Pietro sei durch dasselbe verschwunden. Wenn's ein Engel gewesen, so empfehle er sich seiner Fürsprache; war's aber ein todeswürdiger Verbrecher, was er jedoch, seinen fremden Worten nach, nicht wohl glauben könne, so habe er nicht den Auftrag gehabt, ihn zu hüten, sondern zum Sterben vorzubereiten. Und die unerklärliche Sache war hiermit abgethan. —

Etliche Jahre später hatte Bruder Anselmo, auf einer Wanderung begriffen, in der Abenddämmerung den rechten Weg verloren, nicht weit vom Ausgang eines dichten Waldes. Da gefellte sich ein Wanderer zu ihm, dem Aussehen nach ein Bauersmann, bot ihm guten Abend, forschte nach Diesem und Jenem, und blieb an seiner Seite, unter dem Vorwand, es sei hier in diesem Walde nicht ganz geheuer und darum besser und gerathener, wenn man zu Zweien gehe. — Wenn Ihr mich, frommer Vater, in meine Hütte begleiten wolltet, noch eine kleine Stunde Wegs von hier, sagte der Fremde schließlich, so könntet Ihr Abendbrod und Nachtlager dort finden, was ich Euch herzlich gern anbiete.

Die neugierige Zudringlichkeit des so ziemlich wildblickenden Wanderers machte den guten Mönch etwas stutzig, und es war ihm nicht ganz wohl dabei zu Muth. Weil ihm jedoch nicht leicht eine andere Wahl blieb, nahm er das Erbieten an und stellte sich so furchtlos als möglich. Noch etwas war ihm höchst auffallend und machte ihm viel zu denken. Es schien ihm nämlich, als sähe er diesen Mann nicht zum ersten Mal, als hätte er diese Stimme schon vor langen Jahren gehört. Ueber all dem Grübeln und Nachdenken schritt Anselmo immer fürbaß mit seinem räthselhaften Begleiter, und es war schon finstre Nacht als sie das Haus erreichten. Beim Eintritt in dasselbe, wurde es dem Aengstlichen ganz leichter um's Herz, denn Ordnung und Reinlichkeit lachten ihm entgegen. Ein heiteres, freundliches Weib, muntre, kräftige Kinder begrüßten die späten Wanderer.

Nachdem der Bauer seiner Frau einige Worte zugeflüstert, machte diese gleich in der Küche sich zu schaffen, während Bruder Anselmo, matt und müde von der langen Tagreise, behaglich auf einer Bank sich niederließ.

Bald stand ein einfaches, ländliches Mahl auf dem Tische, das Allen köstlich mundete. Zum Nachtsch holte der Bauer, welcher dem guten Mönch immer bekannter und bekannter vorkam, einen verpichten Krug und zwei Becher herein, öffnete und goß goldigfunkelnden Wein in die blinkenden Becher.

— Auf Eure werthe Gesundheit, lieber Vater! rief er, stieß mit ihm an und sagte dann tiefbewegt, mit hervorquellenden Thränen: Liebes Weib, liebe Kinder, dieser ehrwürdige, fromme Mann hier ist derselbe, der mich, indem er mir zur Flucht verhalf, einst vom schmachvollen Tode durch Henkershand errettet hat. Er kann jetzt sehen und hören, daß ich mein ihm damals gegebenes Wort, ein ehrbares und rechtschaffenes Leben zu führen, treulich gehalten habe, und möge sich nun freuen mit den dankbaren Fröhlichen! Ja, guter Vater, Ihr seid eingekehrt in der glücklichen und fröhlichen Hütte des einst so gefürchteten Räubers Pietro!

Da drängten Alle sich herbei, küßten und bezten um die Wette den überraschten Mönch, der voll Erstaunen ringsumher blickte, und sich innerlich gerne gefand, dieses sei die schönste Stunde seines Lebens.

Ein Fund zu rechter Zeit.

(Mit einer Abbildung.)

In einem Dorfe Deutschlands lebte ein armer Bauersmann, Jakob mit Namen, der sich brav und ehrlich ernährte. Durch seinen Fleiß brachte er's dahin, daß er sich ein Häuschen bauen, einige Stücke Vieh halten und seinen Acker selbst bestellen konnte. Aber an dem heimtückischen Döswald hatte er einen gar bösen Nachbar, der sehr neidisch auf ihn war und Alles, was dem fleißigen Mann glückte, mit scheelen Augen ansah. Der Neid trieb Döswald zur Bosheit, daß er seinem glücklicheren Nachbar überall zu Schaden suchte. Denn, weil er selber nicht arbeiten wollte und sein bißchen Vermögen im Wirthshaus verklopste, so konnte er auch nicht leiden, daß der arbeitliebende und sparsame Jakob Etwas vor sich brachte. Dieser hingegen that ihm zu Gefallen, so viel er konnte; er borgte ihm Brodkorn und allerlei Hausgeräth und sagte öfters

zu ihm: — Lieber Nachbar, ich thue Euch ja Nichts zu Leide; laßt uns doch in Frieden neben einander leben und wohnen! —

Das half aber Alles nichts, und immer verhartete der neidische Döswald in seiner Bosheit. Das geborgte Brodkorn gab er Jakob nicht wieder zurück und das geliehene Geräthe verdarb er böshastig. Nun wollte der gute Nachbar ihm nichts mehr borgen, worüber er noch böshafter wurde und von Neuem anfang ihm Schaden zu bereiten. Hatte Jakob einen Zaun gepflanzt, so riß er ihn des Nachts wieder nieder. Sein Vieh vergab er mit Gift. Ja, als sein Nachbar, nach der Ernte, seine Garben nicht alle in die kleine Scheune bringen konnte, sondern einen Theil davon auswendig zu Hauf setzen mußte, ging der Böfewicht des Nachts heimlich hin und zündete das Stroh an. Scheune und Häuschen geriethen davon auch in Brand, und die Flammen verzehrten Alles. Allein Döswalds Haus brannte ebenfalls mit ab. Dieser aber machte sich nichts daraus, denn er hatte ohnehin nichts mehr im Hause gehabt und gewann nun einen bequemen Vorwand, auf den Brand hin betteln zu gehen und milde Gaben zu sammeln.

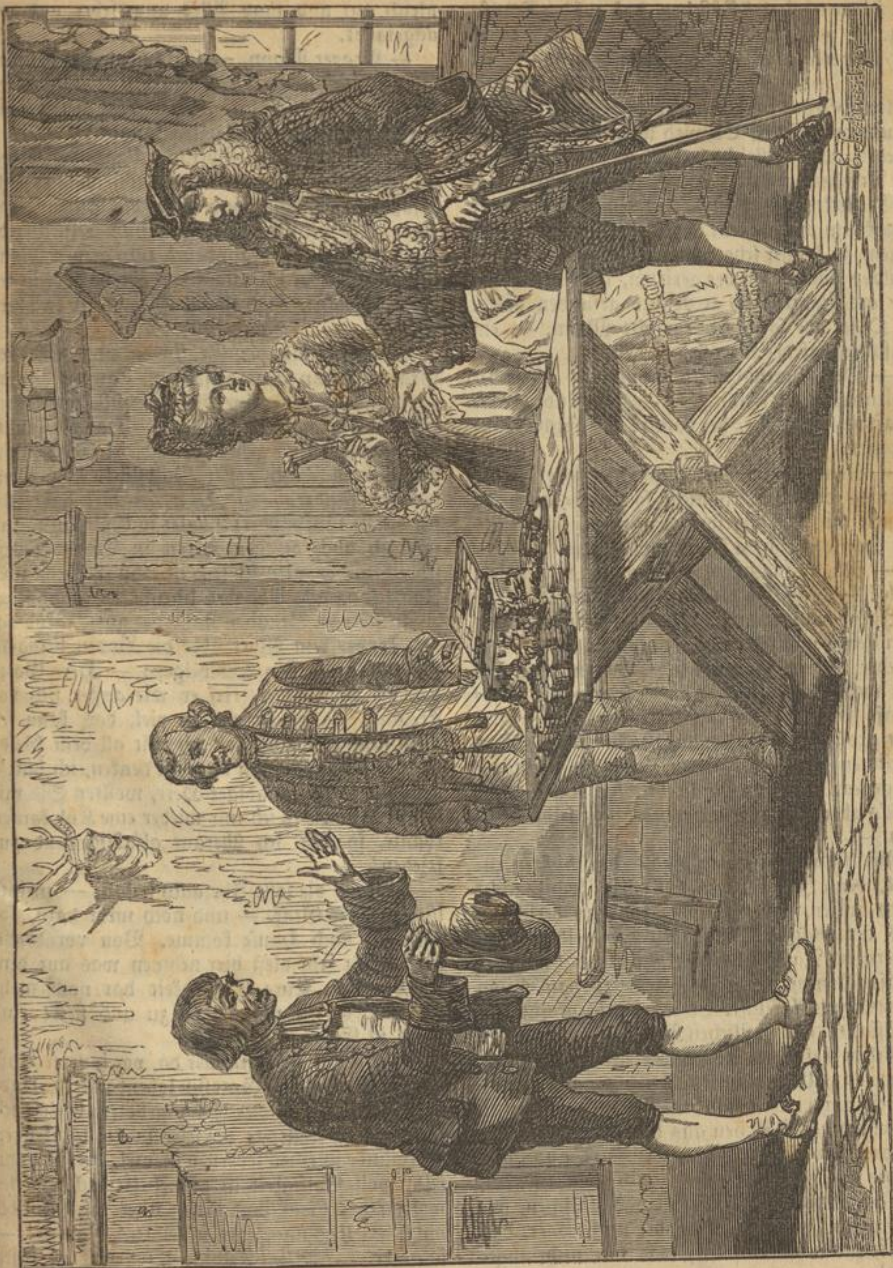
Jetzt befand sich der gute, arme Jakob in sehr traurigen Umständen. Um meissen schmerzte ihn, daß, wie er nicht anders muthmaßen konnte, der böse, neidische Nachbar das Unglück angerichtet habe; nur beweisen konnte er ihm nichts. Doch dachte er: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen; Ihm will ich meine Sache anheimstellen.

Im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand fing er denn an, den Schutt der verbrannten Gebäude wegzuräumen, und machte sich dann, mit Hülfe guter und barmherziger Leute, frisch an die Arbeit, um ein neues Häuschen und eine neue Scheune zu bauen. Zum Bestreiten der nöthigen Unkosten, nahm er auf seinen Acker ein Kapital auf; er selbst aber that die meiste Arbeit.

Einst kehrte er des Abends, als es schon zu dunkeln begann, mit seinem beladenen Wäglein aus dem Steinbruch zurück. Als er nun so stille vor sich hinsah und sein Schicksal überdachte, fiel ihm aus einem geistlichen Liede folgendes ein:

Ah Gott, du bist noch heut' so reich,
Als du gewesen ewiglich!
Mein Vertrauen steht ganz bei dir!

Obgleich dieses ihm eingefallene Versstück nicht ganz sich reimen wollte, so sang es Jakob doch recht andächtiglich. Indem er nun, trostreicher Gedanken voll, vor sich hinblickte, gewahrte er



Ein Fund zu rechter Zeit.

ein feingearbeitetes Kästchen, das auf der Straße lag. Verwundert hob er's auf und fand's ziemlich schwer. — Das hat gewiß, — dachte er, — die Herrschaft verloren, welche vorhin mit vielen Pferden und Wagen dort beim Steinbruche vorbeifahr. Es wird wohl Nachfrage geschehen, und vielleicht hat dir da der liebe Gott ein Trinkgeld von etlichen Thalern bescheert. —

Er steckte das Kästchen in seinen Futtersack, und kaum war er ein Stück Weges weiter gezogen, so kamen schon zwei Feldjäger in vollem Galopp hinter ihm her geritten, hielten bei ihm an und fragten, ob er Nichts gefunden hätte. — O ja, — sagte der ehrliche Mann, — ein Kästchen auf der Straße da. —

— Den Augenblick her damit! — schrie befehlend einer der Feldjäger; — das hat die Herrschaft verloren; her, her damit! Nur nicht lange gezaudert! —

— Nein, daraus wird nichts! — sagte Jakob fest; — das geb' ich nicht so gerade weg; da könnte mir viel abgefordert werden. Ich will's der Herrschaft wohl selber einhändigen. —

— Na, so macht nur geschwind! Wir haben Eile! — drängten die herrschaftlichen Diener.

Jakob spannte sein Pferd aus, ließ sein Wägelchen stehen und ritt mit. Da kamen ihnen schon wieder andere berittene Diensthöfen entgegen, die nachgeschickt worden, und sagten, die Herrschaft halte dort im nächsten Dorfe und warte mit großem Verlangen auf Nachricht. — Das Kästchen ist da! — riefen ihnen die Feldjäger entgegen. — Der Mann hier hat's gefunden, will's aber der gnädigen Herrschaft selbst bringen. —

Weilschnell sprengten die Nachgeschickten zurück, denn Jakobs müdes Köpflein konnte nicht rasch laufen, um die frohe Kunde zu berichten. Als der redliche Finder mit den beiden Feldjägern im Nachbardorf ankam, stand die Herrschaft schon vor der Thür des Birkenhauses und harrete seiner Ankunft. Es war ein Graf und eine Gräfin, die am fürstlichen Hofe gewesen. In dem Kästchen befanden sich daher Ringe, Perlen, Juwelen, Uhren, Halsketten und andere Kostbarkeiten von unermeßlichem Werthe. Jakob stieg ab, nahm das Kästchen aus dem Futtersack, den er vor sich auf's Köpflein gelegt hatte, und überreichte es höflich und freundlich dem Grafen, mit den Worten: — Hier ist das Kästchen, wie ich's gefunden habe. Bewahre mich Gott, daß ich Etwas behalten sollte, was mir nicht angehört! —

Die Gräfin schloß ihre Schmuckkassette so-

gleich auf und fand Alles unversehrt und unangetaftet.

— Braver Mann, — sagte der erfreute Graf, — womit soll ich Eure Redlichkeit und Treue belohnen? Ein Anderer hätte mit diesen Kostbarkeiten in alle Welt reiten können! —

— Ach du mein Gott, — klagte der Arme, — vor wenigen Wochen war ich noch wohlhabend, besaß ein Häuschen und hatte die Scheune voll Korn. Ein neidischer Nachbar zündete sie an; da bin ich ganz abgebrannt und zum armen Mann geworden. Aber ich habe meine Sache dem lieben Gott befohlen. Das ist Alles, was ich zu sagen weiß! —

Der Graf sah die Gräfin an und diese den Grafen. Dann sagte dieser zum Kammerdiener: — Hol' einmal meine Goldschatulle und mein Schreibzeug aus dem Wagen. — Das Verlangte wurde geholt und gebracht, und der Graf zählte den ganzen Tisch voller Goldstücke. — Hier, redlicher Finder, — sagte er, — hier habt Ihr für's erste fünfhundert Thaler in Gold, und nun will ich auch an den Herrn in Euerm Dorfe schreiben, der mein Better ist, daß er Euch zwei Jahre lang alle Abgaben schenke. —

In starrem Staunen stand der gute Jakob da, und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Endlich brach sein Schweigen: — Herr Gott! das ist zu viel! — rief er wie außer sich vor Freude, — das ist viel zu viel, das kann ich nicht nehmen! Was soll ich mit all dem Gelde machen? Könnte man da nicht denken, ich hätt's gestohlen! Ach, gnädiger Herr, wollten Sie mir so viel geben, daß ich mir wieder eine Kuh kaufen könnte, so wär' ich überaus glücklich und zufrieden! —

— Nun, die sollt Ihr auch haben, — meinte lächelnd der Graf, — und noch mehr dazu, sobald ich nach Hause komme. Von vornherein aber müßt Ihr dieß hier nehmen was auf dem Tische liegt. Eure Ehrlichkeit hat noch mehr verdient. Greift nur getrost zu und steckt ein: Alles ist Euer. —

Noch stand Jakob immer da, vor innerer Aufregung zitternd und Gott still lobend und dankend. Aber nehmen wollte er das angebotene Geld doch nicht. Jetzt schüttete die Gräfin die blinkenden Goldstücke in einen ledernen Beutel, den sie dann selbst voll Emsigkeit in den Futtersack näherte, worauf der Graf ihm diesen über die Schulter hing. — Und nun, fort in Gottes Namen! — sagte er. — Meine Feldjäger sollen Euch heim geleiten. Morgen, den! ich, wird sich's schon besser bauen lassen. —

Dankbar nahm der so reichlich Beschenkte Abschied von dem Grafen und der Gräfin. Er konnte vor lauter Freude und Erregung nicht reiten, und führte darum lieber sein Köpfelein am Zügel. Unterwegs kamen ihm immerfort die vor dem Finden des Kästchens gesungenen Worte in den Mund: „Ach Gott, du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich!“ und unwillkürlich sprach er sie still vor sich hin.

Als er bei seinem steinbeladenen Karren angekommen, wollte Jakob die beiden Feldjäger dem Grafen zurückschicken, allein sie hatten Befehl erhalten, ihn bis zum gnädigen Herrn seines Dorfes zu begleiten, und so ging es denn gerade nach dem Schlosse. Der Edelmann wunderte sich, wo seines Vätters Leute noch so spät herkämen, doch der übersandte Brief klärte die Sache auf, und nachdem er ihn gelesen, sprach er freundlich: — Aha, so steht's mit Euch, guter Jakob! Ihr habt einen reichen Fund gethan; allein mein Herr Vetter hat's nicht recht gemacht. Zwei Jahre lang von Abgaben frei? Nun ja, das sollt Ihr sein, aber das ist nicht genug. Wie wär's, wenn ich Euch das Holz zum neuen Häuschen aus meinem Forste fahren ließe? Was sagt Ihr dazu? —

Dem auf's Neue verwirren und überraschten Mann ward's grün und gelb vor den Augen. — Ach du mein Gott und Heiland! — seufzte er, und konnte sich kaum besinnen, wo er auch eigentlich war. — O gnädiger Herr! — stammelte er endlich, alle seine Gedanken zusammennehmend, und fuhr dann fort: — Der Herr Graf hat mir fünfhundert Thaler gegeben. Heben Sie mir doch gütigst das Geld auf, bis ich's brauche, denn ich befürchte, es möchte mir gestohlen werden! — Freundlich willfahrte der Herr dem Wunsche des übergelücklichen Jakobs, der jetzt getrost heim ging, aber doch vor allzugroßer Freude, vor lauter Nachdenken über Gottes wunderbare Führung, fast die ganze Nacht hindurch nicht schlafen konnte. Alles war ja so schnell, auf einmal gekommen!

Weil der gestern noch gar arme Jakob nun das so nothwendige Geld hatte, so ging sein Bau weit schneller von Statten. An die versprochene Kuh dachte er nicht einmal wieder; die war ihm gänzlich aus dem Sinn gekommen. Siehe da, nach einem Vierteljahr ungefähr, als die Ställe aufgebaut waren, kam ein schwerbeladener Wagen mit vier Pferden bespannt, vor die Thür gefahren, und zwei schöne Kühe marschirten blöckend hinterdrein.

Des Grafen Verwalter hatte die Aussicht über

das Angekommene. Er ließ den eben beschäftigten Jakob heraustrufen, ging ihm freundlich entgegen und sagte: — Ihr denkt wohl, unser Graf habe die Kuh vergessen? Nicht doch! Hier sind zwei für eine. Sie konnten doch nicht eher kommen, als die Ställe fertig waren. Und Alles auf dem Wagen da gehört auch Euer. Wir wollen jetzt das Abladen vornehmen. —

Und was fand sich auf dem Wagen? Handgeräthe, Lebensmittel, Saatkorn und noch vielerlei Gutes und Nützlichs. Und abermals konnte Jakob die Worte gar nicht finden und die Sprache um seine ganze Dankbarkeit auszudrücken gegen den guten Gott und die gnädigen Grafenleute.

Sein Feind, der böshafte Nachbar Döswald aus früherer Zeit, streifte im Lande umher, und fand nirgends einen bleibenden Ort. Niemand in der Nachbarschaft wollte ihm Aufenthalt geben, weil man ihn allgemein für den Nordbrenner hielt. Krank und elend schleppte sich der Mann von einer Thür zur andern und bettelte. Zu guter Letzt kam er auch einmal vor des guten Jakobs neuerbautes Haus, und als dieser ihn, trotz seines jämmerlichen Aussehens, dennoch erkannt hatte, jammerte ihn sein. — Ach Gott! — rief er, — seid Ihr's, Nachbar? Kommt herein, ich will Euch Alles vergeben, Alles vergessen! So deinen Feind hungert, so speise ihn! Da, setzt Euch hin, esset und trinket und ruhet Euch recht aus! —

Döswald wurde so tief und ernstlich von Jakobs Güte und Barmherzigkeit gerührt, daß er auf die Kniee niederstürzte, die Hände flehend empor hielt, alle seine bösen und neidischen Schandthaten gestand und herzliche Besserung versprach. Jakob reichte dem zerknirschten Sünder freundlich die Hand, zog ihn empor und sagte: — Wollt Ihr gewissenhaft halten, was Ihr versprechet, Reue und Besserung Euch ernstlich angelegen sein lassen, so könnt Ihr bei mir bleiben in Kost und Wohnung, denn ich brauche doch jetzt Hülfe in Haus und Hof und Feld. —

Und also geschah's. Döswald wandelte sich zu einem bessern Menschen um, arbeitete treu und fleißig, und der gute, redliche Jakob freute sich dessen von ganzem Herzen. Wir dürfen hier schließlich wohl der Worte gedenken, die Joseph einst in Egyptenland seinen Brüdern zugerufen: — Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen! —

Launige Schilderung.

Der Bote fand leztlich in einem öffentlichen Blatte, das aber nicht sehr verbreitet und bekannt ist, eine witzige Naturgeschichte der Krebse, die ihn beifällig lächeln machte, und dachte dabei gleich, dieß gäbe ein Stücklein für den Kalender, damit auch die geneigten Leser heiter gestimmt werden in sorgenvoller Zeit. Er erzählt drum das Geschichtlein, so gut's ihm im Gedächtniß geblieben.

Der Krebs ist der Schneider unter den Thieren, sintemal er immer zwei Scheeren mit sich herumträgt. Doch braucht er diese weder zum Tuch: noch zum Seide: oder Leinwandschneiden, auch nicht zum Brod: oder Ehrabschneiden, sondern zum Pflücken oder Kneipen, und kann drum auch zu den Schustern gerechnet werden, weil er mit dem Kneip hantirt, und ebensalls zu der flotten Studentenzunft, als Erz-Kneiper. Er ist der älteste Kneiper der Erde, ohne jemals einen Nauch davon gerragen zu haben. Item, der Krebs pflegt mit seinen Scheeren zu zwicken, und weil das Zwicken ein verpöntes Spiel ist, so handelt er den Verordnungen der Polizei zuwider. Das allererste Krebsweibchen muß großen Gefallen an Seilergesellen gehabt haben, weil all' ihre Nachkommen das Rückwärtsgehen von Jugend auf meisterlich üben. Aber auch ein sehr zartes Gewissen hat der Krebs, denn heißes Wasser macht ihn gleich feuerroth. Nicht umsonst wurde einer der alten Krebse zum Himmelszeichen erhoben, nebst Fischen, dem Widder, dem grausigen Stier, dem Löwen, dem Scorpion und dem Steinbock, und die Sonne hat sogar Respekt vor ihm, denn bei seinem Anblick geht sie rückwärts und wendet sich dem Süden zu, allwo der Krebs roth wird, da ihm doch solches weder im Osten noch Norden noch Westen geschieht. Man kann den drolligen Kumpen auch schließlich noch zu den ungeschlachten Kannibalen zählen. denn er hat oft seine Lust daran, Theile des menschlichen Körpers, mir nichts, dir nichts, anzufressen.

Die Küchlein der Schulfrau.

Ein junger Dorfschulmeister hatte sich in der Stadt eine hübsche, freundliche Lebensgefährtin erkliest, die mit großer Lust und Liebe sich die Erlernung der ländlichen Haushaltgeschäfte angelegen sein ließ, in denen sie natürlich höchst unbewandert war, also daß sie, als eines ihrer Hühner zum erstenmal Küchlein bekam, die

durchaus nicht gedeihen wollten, eine Nachbarin ersuchte, nach den jungen Hühnchen zu schauen, wovon schon etliche, zu ihrem großen Leidwesen, die Neuglein verdreht und den lezten Schnapper gethan hatten. „Sie waren doch allesammt so nett und buschberlich!“ klagte die unerfahrene Hausfrau. „Ja, was gebt Ihr den Dingelchen denn zu fressen?“ fragte die Nachbarin. „Zu fressen? Warum nicht gar! lautete die verwunderte Antwort, sie saufen ja noch an der Alten!“

Der Glücksprung.

Seydlitz, der tapfere General der Reiterei unter dem alten Preußenkönig, zeichnete sich gleich bei seinem Eintritt in den Soldatenstand durch großen Muth und Unerbrochenheit und Todesverachtung aus. Schon als Cornet, oder junger angehender Offizier, behauptete er fest, ein Reiter, der sich mit seinem guten Pferde gefangen nehmen ließe, sei ein elender, erbärmlicher Bursche, ein Feigling. Früher schon hatte der alte Fritz sein Augenmerk auf Seydlitz gerichtet und große Hoffnung auf ihn gesetzt.

Im Gefolge des Königs ritt der junge Offizier einst über die Brücke der Festung Blogau. Als sie die Mitte der Brücke nun erreicht hatten, gab der König ein verabredetes Zeichen, und hinten und vorn wurden die Zugbrücken in die Höhe gezogen.

Der alte Fritz schaute zurück auf Seydlitz und sagte mit erkünsteltem Spott: Sieht Er, Seydlitz, nun ist er doch mein Gefangener, mit sammt seinem Pferde!

— Bitte um Verzeihung, Eure Majestät, noch nicht! entgegnete der unerschrockene, junge Kriegsmann, drückte seinem Pferde die Sporen in die Flanken, setzte mit ihm über das Brückengeländer in den tiefen Deifluß und erreichte glücklich das Ufer, zur höchsten Verwunderung aller Zuschauer des so gewagten Sprungs, den der König augenblicklich mit der Rittmeisterwürde belohnte. Als Cornet war Seydlitz ins Wasser gesprungen und als Rittmeister heraustrückgekommen.

Zwei Wünsche.

„Ach, wenn ich doch nur im Himmel wär!“ seufzte ein matt und müde geschafftes Weib. Und ich im Wirthshaus beim Schoppen!“ wünschte ihr Mann. — „Na, du willst eben allemal 's Best!“ sagte bitter und gekränkt die Frau.

Es geschähe
in ihr erstes Ka
kommen will.
Hammes W
des zehn W
gebe der K
Angens und
Regent
Bestimmt ei
ste in der W
Feiture de
sich voll dar
Wein, und g
um Hund ein
wider, so gr
aber nur Ein
(Reigt die
Stamm
Napoleon III
in Paris, den
vermählt den
Ingenieur
den 5. Okt
Kard
Napoleon
kon zu Pa
ein Napol
Janar 185
Lette, Br
Had die
Napoleon
zu Paris den
Napoleon
in Paris den
Marie L
gehört den
Napoleon Ma

Milch-Rezept.

Es geschieht manchmal, besonders bei Kühen die ihr erstes Kalb gegeben, daß die Milch nicht kommen will. In diesem Falle nehme man 60 Grammes Anis und 60 Grammes Fenchel, Koche beides zehn Minuten lang in vier Litres Wasser, und gebe der Kuh dieses Getränk in vier Malen, Morgens und Abends.

Rezept gegen die Hundesucht.

Bekommt ein junger Hund die Sucht, so hole in der Apotheke Tinktur von Chinarrinde (Teinture de quinquina), nimm einen Kaffeelöffel voll davon in einen Eßlöffel voll rothen Wein, und gib solches Morgens und Abends dem Hund ein. Fehlt ihm später der Appetit wieder, so greif' abermals zu diesem Mittel, aber nur Einmal des Tags. Um's dem Hund

beizubringen, halte ihm die Nase zu und gieße ihm mit einem Apothekergläschen die Flüssigkeit in die Mundecke. Alle auf diese Weise behandelten Hunde werden schöner und stärker als die andern.

Mittel gegen die Schrunden bei Pferden.

Solches besteht in 30 Grammes Theer (Goudron auf französisch), 30 Grammes Acétate de cuivre (essigsauer Kupfersalz), und 15 Grammes grüner Seife, das man Alles beim Apotheker zubereiten läßt und dann die Schrunden damit schmiert.

Auflösung der Nüßelnüsse.

quavajuz IA — uajuz 'uajuz 'uajuz
'uajuz 'A — 'ajuz 'ajuz 'AI — 'ajuz 'ajuz
'ajuz III — 'ajuz 'ajuz II — 'ajuz 'ajuz

Tafel zur Stellung der Uhren im Jahr 1870.

(Zeigt die Sonnenuhr Mittag an, so müssen die mechanischen Uhren um so viel Minuten vor oder nach gerichtet werden als diese Tabelle hier angibt).

Datum	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Oktober.	Nov.	Dezemb.
	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.	st. M.
1	12 4	12 14	12 13	12 4	11 57	11 58	12 4	12 6	12 0	11 50	11 44	11 49
6	12 6	12 14	12 11	12 2	11 56	11 58	12 4	12 6	11 58	11 48	11 44	11 51
11	12 8	12 15	12 10	12 1	11 56	11 59	12 5	12 5	11 56	11 47	11 44	11 54
16	12 10	12 14	12 9	12 0	11 56	12 0	12 6	12 4	11 55	11 46	11 45	11 56
21	12 11	12 14	12 7	11 58	11 56	12 1	12 6	12 3	11 53	11 45	11 46	11 59
26	12 13	12 13	12 6	11 58	11 57	12 3	12 6	12 2	11 51	11 44	11 48	12 1
31	12 14	—	12 4	—	11 57	—	12 6	12 0	—	11 44	—	12 3

Stammtafel der kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1833, mit
 Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, geboren den 5. Mai 1826, Kaiserin der Franzosen.
 Aus dieser Ehe:
 Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren zu Paris den 16. März 1856.
 Prinz Napoleon, geboren 1822, vermählt den 30. Januar 1859, mit
 Clotilde, Prinzessin von Savoyen, geboren 1843.
 Aus dieser Ehe:
 Napoleon Victor Jerome Friedrich, geboren zu Paris den 18. Juli 1862.
 Napoleon Ludwig Joseph Jerome, geboren zu Paris den 17. Juli 1864.
 Maria Lätitia Eugenie Catharina Adelaide, geboren den 20. Dezember 1866.
 Prinzessin Mathilde, geb. den 27. Mai 1820.

Viktoria I, Königin von Großbritannien. 50
 Alexander II, Kaiser von Rußland 51
 Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen 39
 Wilhelm I, König von Preußen 73
 Abdul Aziz, türkischer Kaiser 39
 Don Ludwig I, König von Portugal. 32
 Viktor Emanuel II, König von Italien. 48
 Karl XV, König von Schweden 43
 Christian IX, König von Dänemark 51
 Wilhelm III, König von Holland 52
 Leopold II, König der Belgier 34
 Georg I, König von Griechenland 24
 Ludwig II, König von Bayern 24
 Johann, König von Sachsen. 68
 Karl I, König von Württemberg 46
 Pius IX, Pabst 77
 Friedrich, Großherzog von Baden 43
 Ludwig III, Großherzog von Hessen 64